

€ 129-

R 71102

Tagebuch

einer männlichen Braut.

Die Geschichte eines Doppelwesens.

Bearbeitet von

Walter Homann.



Berlin SW. 48.

D. Dreyer & Co., Verlagsbuchhandlung.

(1907)

Tagebuch

einer männlichen Braut.

Nachdruck verboten.

Das Recht der Uebersetzung vorbehalten.



Vorwort.

Ich übergebe hiermit die hinterlassenen Aufzeichnungen eines Menschenkindeß der Öffentlichkeit, das durch eine nicht zu korrigierende Laune der Natur, zu einem jener Wesen gestempelt wurde, für die man die Bezeichnung „Das dritte Geschlecht“ erfunden hat.

Er war ein Unglücklicher, weil er anders geartet war, und anders empfand, als die Anderen. Das ihm entgegengebrachte Vorurteil trieb ihn auf Abwege, bis tief hinein in den Sumpf des Verbrechens. Der schwache Kämpfer unterlag, und schließlich machte er mit sich und seiner nie gestillten Sehnsucht ein rasches Ende, indem er zum Revolver griff.

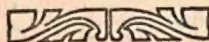
Was in den folgenden Seiten aufgezeichnet ist, ist ein wahres Lebensbild, bei dem nichts verschwiegen und dem nichts hinzugefügt wurde. Das, was der Herausgeber geändert hat, bezieht sich nicht auf die geschilderten

Gefühniffe, fondern einzig auf Namen noch lebender Personen und mit Rückficht auf diefe, auch auf Städte-
namen. Auch habe ich die Daten geftrichen.

Das Thema mag hie und da Anftoß erregen, aber mancher einfichtsvolle Lefer wird doch vielleicht fein Urtheil über jene Unglücklichen ändern, die fehr zu unrecht von unferer Gefezgebung unter Ausnahmegefetze geftellt worden find.

Sollten die Aufzeichnungen des Toten dazu beitragen, in diefer Beziehung aufklärend zu wirken und zu einem befferen Verftändnis des Seelenlebens jener Doppelweſen führen, fo würde der Zweck der Herausgabe diefer Blätter, die im Sinne des Toten eine ernfte Frage ernft behandeln, erreicht fein.

Walter Homann.



2, Mitternacht vor Himneffahrt 19 . .

Du Lieber, Guter!

Nun kommt das Ende. Ich habe oft mit dem Gedanken an dasſelbe geſpielt, du weiſt es, aber heute iſt es ernſt.

Wir graut nun garnicht mehr vor dem Tod. Zuerſt empfand ich ſo etwas wie ein großes Bangen, daß nun alles aus ſein ſollte, daß kein Umſchwung mehr eintreten könne, keine Wendung mehr zum Beſſeren. Aber nun bin ich ganz ruhig geworden.

Ich habe vor dem Spiegel geſeſſen und habe mich betrachtet. Du weiſt ja, ſo, wie wir uns oft gegenüber geſeſſen haben und uns in die Augen ſahen.

Ich war heute Abend mit Fredy im Theater geweſen und ich hatte ein wenig Rot aufgelegt, damit er nicht ſehen ſollte, wie bleich und angegriffen ich in Wirklichkeit ausſah.

O, die letzten Tage waren furchtbar. Ich fühle, wie sich etwas um mich zusammenzieht, etwas Unfassbares, etwas Gräßliches! Fredys gute Freunde sind es, die ein Netz um mich gezogen haben, in dem sie mich fangen wollen. Sie wollen mich vernichten. Sie meinen, sie wären es seinem Glück schuldig, mich von ihm loszureißen. Möglich, daß sie recht haben. Noch glaubt er an mich, aber sie sind eifrig dabei „Material“ gegen mich zu sammeln und ihrem Eifer wird es gelingen, genug zu finden, um mich zu „entlarven.“

Die Toren! Ich warte es nicht ab, bis sie das Netz zugezogen haben, ich entschlüpfe ihnen, und den Weg, auf welchem ich dies tue, habe ich mir nach längerem Überlegen bereits gewählt. Ein Schuß, aus dem Revolver, der neben mir liegt, während ich dir meine letzten Grüße sende, wird mich in das bessere Jenseits befördern.

Das bessere Jenseits! Ob es eins gibt? Und ob es wünschenswert ist, daß es eins gibt? Was wird mir für eine Rolle darin zugeteilt werden, wenn ich in diesen sogenannten Himmel aufgenommen werden sollte?

Nun, ich glaube, daß es keinen Himmel gibt, und ich glaube, daß wenn es doch einen gibt, ich nicht in diesen Himmel komme.

Ich bin ja ein Sünder, ein Sünder von Geburt an. Ich log, als ich den Leuten glauben machte, daß ich ein Mann wäre, und ich log, als ich mich in Frauenkleider

steckte. Mein ganzes Leben ist eine Lüge und an dieser Lüge gehe ich zugrunde. Aus dieser Lüge resultiert auch alles das, was ich sonst an Sünden auf mich geladen habe. Mein Register ist in dieser Beziehung kein kleines. Nein, mich können sie im Himmel nicht gebrauchen.

Ich habe wirklich keine Angst vor dem Tod. Als ich vor dem Spiegel saß und mir sagte, in einer Stunde mußt du sterben, als ich mir selbst mein Todesurteil verkündete, da habe ich auch nicht mit einer Wimper gezuckt.

Ein bißchen Leid hat es mir um mich getan, das gestehe ich dir gern ein, dir, vor dem ich nie ein Geheimnis gehabt habe.

Ach, ich bin ja noch so jung und ich bin schön, ja, ich bins. Du hast es mir oft gesagt, und ich habe dich lachend einen Schelm und Schmeichler genannt. Aber nach dir haben es mir hundert Andere gesagt, und heute, da ich sterben muß, sage ich es selbst.

Fredy ist noch immer sehr verliebt. Er hat allen Andeutungen zum Trotz mich noch heute Abend, nach dem Theater, mit der Familie eines Regierungspräsidenten bekannt gemacht, mit der wir zusammen ein Weinrestaurant aufsuchten. Die Frau Regierungspräsident, eine häßliche und dumme Person, quälte mich mit allem möglichen häuslichen Tratsch und rang mir das Versprechen ab, morgen mit ihr einen Frauenverein zu besuchen. Es ist irgend ein Verein, der sich mit dem Wohl von Säuglingen

beschäftigt. Sie wird den mit mir verlebten Abend ihr ganzes Leben lang, zu einem interessanten Gesprächsstoff ausnutzen. Sie wird immer wieder ihren Freundinnen jedes meiner Worte vorlesen und auch manches, was nicht gesprochen wurde und ich werde durch sie ein klein bißchen Unsterblichkeit erlangen. Wenn es eine Seele gibt, die nach dem Tode fortlebt und ich auch so etwas Ähnliches besitze, wird meine Seele morgen in dem Frauenverein das lauschende Mäuschen spielen.

Denn schon morgen werden ja die Zeitungen meinen Selbstmord melden und das „Material“, das die Freunde Fredys über mich gesammelt haben, wird seinen Weg in ihre Spalten finden. Die Zeile bringt ihnen zehn Pfennig.

Fredy tut mir leid, sehr leid. Der Skandal wird ihn niederdrücken und mein Tod wird ihm sehr nahe gehen. Aber er hat seine Eltern und seine Freunde. Ich habe ihm soeben einen langen Brief geschrieben. Ich habe ihn um Verzeihung gebeten und versucht ihm zu schildern, wie mir zu Mute war, die ganze Zeit her an seiner Seite, als seine Braut. Ich habe versucht mein ganzes Innere vor ihm auszubreiten, ihn einen Blick in den tiefsten Grund meines Herzens tun zu lassen. Ob er mich verstehen wird? Ich glaube nicht. Aber er ist groß und gut, er wird mir verzeihen. Er weiß ja, daß ich ihn sehr liebe, so sehr, daß ich sterbe, weil ich ihn nicht lieben darf.

Das ist eben mein Schicksal, gegen das ich nicht ankämpfen kann. Ich bin nun mal so ein verfluchtes Wesen, das wahrhaftig den Eltern für seine Geburt keinen Dank schuldet.

Mit diesem Brief geht dir ein ganzes Paket kraus und wirr geschriebener Blätter zu — Tagebuchblätter. Sieh zu, was du damit anfangen kannst. Du, der du mich stets verstanden hast, wirst aus den Blättern herauslesen, wie ich gekämpft habe und wie ich unterlegen bin. Glaubst du, daß es denen nützen könnte, die meine Leidensgefährten sind, wenn du die Aufzeichnungen ganz oder teilweise veröffentlichst, so tue das. Dir allein überlasse ich die Entscheidung.

Habe Dank für alles Gute, das ich von dir empfangen habe. Wären alle Menschen so wie du, so mild und nachsichtig, es gäbe viel Elend weniger auf der Welt.

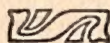
Ach, die Welt! Wie schön ging heute Abend die Sonne unter! Wie herrlich, wie einzig schön! Für mich ist sie nun für immer untergegangen.

Ich habe keine Angst vor dem Tod, nur davor ist mir bange, daß ich nicht gleich tot sein könnte. Daß sie mich noch lebend auffinden, daß ich noch mit anhören müßte, was sie sich über mich zutuscheln. Der Gedanke ist mir fürchterlich. Aber es wird schon gehn, ich zittere ja gar nicht, meine Hand ist ja ganz ruhig, das siehst du an diesen Schriftzügen. Sind sie nicht genau so

wie damals, als ich dir so manches glückliche Wort zu schreiben hatte?

Nun nochmals Dank für Alles, und meinen Abschiedsgruß. Denke an mich stets freundlich und als an einen, der sich selbst frei gemacht hat.

Dein blonder Dori.



Es wurde von der Polizeibehörde der Stadt L. der vorstehend abgedruckte Brief erst acht Tage, nachdem er niedergeschrieben war, zugesandt. Der Brief war von der Polizei geöffnet und dann wieder mit einigen Siegeln geschlossen worden.

Die Zeitungen hatten über den Selbstmord des Schreibers berichtet. Ich selbst hatte einige Notizen gelesen, aber nicht im Entferntesten daran gedacht, daß derjenige, von dem sie handelten, mir im Leben nahegestanden hatte. Kein einziger der Artikel wußte die Beweggründe richtig einzuschätzen, welche diesen jungen, begabten Menschen in den Tod getrieben hatten. In den meisten Blättern wurde der Tote beschimpft. Man nannte ihn einen „Hochstapler,“ einen „raffinierten Gauner“ etc. Einige nannten ihn „verrückt,“ ein Wort, mit dem man heute kurzerhand vieles zu erklären versucht, das sich nicht in unsere alltäglichen Anschauungen einreihen läßt.

Ich reiste nach L. und legte auf dem schmucklosen Grab des Toten einen Kranz nieder.

Auch den Herrn Bräutigam besuchte ich.

Ich fand ihn gefasster, als ich gedacht hatte. Er war nur durch die gerichtlichen Vernehmungen etwas angegriffen.

Er sagte mir ganz offen, daß er den Toten angetestet habe. Noch heute sei es ihm unfaßbar, daß die bildhübsche, distinguierte Dame, die er mit Stolz seine Braut genannt habe, kein Weib im eigentlichen Sinne des Wortes gewesen sei, sondern den größten Teil ihres Lebens in Männerkleidern zugebracht habe.

Wenn er des Toten auch nicht gerade voller Haß gedachte, so war er doch weit davon entfernt, demselben „den ihm gespielten Streich“ zu verzeihen.

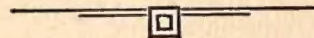
Auf dem Polizeipräsidium wurden mir die Tagebuchblätter ausgehändigt. Man hatte sie dort durchgelesen, und dann versäumt sie mir zu übersenden.

Lassen wir nun aus ihnen den Toten zu uns reden.

W. K.



Aus meiner Kindheit.





Ein Tag aus meiner Kindheit ist mir besonders im Gedächtnis geblieben. An jenem Tage saß ich zusammengekauert an dem mit Silberbeschlägen verzierten offenen Sarg meines Großvaters. Ich saß inmitten all der Kränze und Kreuze aus dunklen Blättern und hellen Blüten, zwischen üppigen Palmblättern und weißen traurigen Nöslein und ich weinte — weinte.

Eine elegante Frau in schwarzem Trauerkleid trat herein und verwies mich mit barschen Worten aus dem Zimmer.

Diese Dame war meine, mir stets fremd gebliebene Mutter.

Ich schlich erschreckt und ängstlich an ihr vorüber zur Thür hinaus. Sie schloß die Thür hinter mir. Einen Augenblick blieb ich draußen stehen, unschlüssig, wohin ich mich wenden sollte. Dann ergriff mich mit zwingender Gewalt der Drang nachzusehen, was meine Mutter da drinnen tun würde.

Ich stellte mich auf die Zehenspitzen und blickte durch das Schlüßelloch.

Ich sah, wie meine Mutter an dem Sarg meines Großvaters stand und mit tränenlosem, kaltem Auge das ruhige, verklärte Gesicht des Toten betrachtete.

Es lag ein harter Zug um den Mund meiner Mutter. Der alte Mann, der Vater meines Vaters, war im Leben stets ihr Widersacher gewesen. Mir gegenüber hatte er sich immer als ein freundlicher Helfer und liebevoller Beschützer gezeigt, ihr gegenüber hatte er meist ein kühles, abweisendes Wesen an den Tag gelegt und manchmal hatte er laut mit ihr gezankt. Nun sah ich, wie meine Mutter meinem Großvater von dessen alten, runzligen Händen die Ringe abzog. Es ging dies nicht ganz leicht, und sie zerrte an den erstarrten Fingern herum.

Da stieß ich die Tür auf und rief in hellem Zorn: „Du, du! Du sollst Großväterchen nicht wehe tun!“

Sie sprang auf mich zu und schlug mich heftig, dann rief sie nach der alten Brigitte und befahl, mich ins Bett zu bringen.

Um mich vor weiteren Mißhandlungen zu schützen, nahm mich Brigitte schnell auf den Arm, trug mich die Treppe hinauf und brachte mich zu Bett. Sie streichelte mich und küßte mich. Sie hatte mich sehr lieb. Sie war die einzige im Haus, die es gut mit mir meinte, seitdem mein Großvater gestorben war.

*

*

*

Mein Großvater, der überall beliebte Hofrat Dr. H a, war im Alter von 86 Jahren verschieden. Sein Großvater war in einem Dorfe, unweit der Residenz, Wundarzt und Barbier gewesen. Der Sohn dieses Mannes wurde Feldscher und soll ein sehr angesehener und vielgesuchter Herr gewesen sein. Mein Großvater studierte in Berlin, Heidelberg und Paris Medizin und genoß den Ruf eines bedeutenden Gelehrten. Er entdeckte einen, bis dahin unbekannt gewesenen Nerv am menschlichen Haupte, der für die Wissenschaft von Bedeutung wurde und nach ihm den lateinischen Namen trägt. Der Landesherr brachte meinem Großvater großes Vertrauen entgegen und zeichnete ihn durch Titel und Orden aus. Dieser Aufwärtsbewegung in meiner Familie folgte die Degeneration. Sie machte sich bei meinem Vater in einer Weise bemerkbar, die ich aus Rücksicht auf ihn, mir versage, zutreffend zu charakterisieren und was meinen Bruder und mich anbelangt — bei uns hat die Degeneration weitere, bedeutende Fortschritte gemacht, bei dem einen in geistiger Beziehung bei mir auf einem anderen Gebiet.

*

*

*

Mein Großvater hatte mir eine Puppe geschenkt, die stellte einen Matrosen dar. Mit ihr beschäftigte ich mich am meisten und mit ihr flüchtete ich mich in irgend einen Winkel des Hauses, wenn ich die herrische Stimme meiner Mutter hörte. Vor ihr empfand ich eine grenzenlose Furcht.

Als ich größer wurde, hatte ich viel unter dem Spott der anderen Jungen zu leiden. Ich mochte nicht mit ihnen spielen, ihre Wildheit stieß mich ab und das vergalt sie mir, indem sie über mich lachten und mich die „Puppe“ nannten. Auch mein Bruder war ganz anders geartet als ich. Er war groß und stark, aber entsetzlich dumm. Seine Wildheit artete oft in Rohheit aus und gegen mich legte er eine Verachtung an den Tag, die sich bis zur Feindseligkeit steigerte. Er war derjenige, der mich am meisten verhöhnte und die anderen Jungen anreizte mich zu necken und zu hänseln.

Meine Spielgefährtin war ein kleines Mädchen, für das ich mir das Zuckerwerk vom Mund absparte und für das ich Blumen suchte.

Der kleinen Erika gegenüber äußerte ich oft den Wunsch, daß ich viel lieber auch ein Mädchen sein möchte.

Der empfindlichste Schlag, der mich wenige Jahre nach dem Tode meines Großvaters traf, war die Entlassung Brigittens. Sie fand in der brüskten Art statt, die meiner Mutter bei solchen Anlässen eigen war.

Die gute, alte Brigitte hatte dann auch mit ihrer Meinung nicht hinter dem Berge gehalten und es war ein großer Aufruhr im Hause gewesen. Als sie zu mir kam, um von mir Abschied zu nehmen, traten ihr in die eben noch zornsprühenden Augen, dicke Tränen. Sie streichelte mich in ihrer lieben Art, und versicherte mir, daß sie meinewegen zu allem stillgeschwiegen hätte, aber nun hätte das Ducken doch nicht geholfen, nun müsse sie doch fort und müsse mich allein zurücklassen.

Allein — im Hause meiner Eltern.

* * *

Ich lege hier einen Brief Brigittens bei, den sie mir zu meinem 15. Geburtstag schrieb. Damals konnte ich ihn noch nicht verstehen, später habe ich ihn oft gelesen. Noch heute ist es mir rätselhaft, wie Brigitte alles so hat vorausahnen können.

Der Brief lautet:

Mein teurer Liebling!

„Nun bist du schon ein richtiger, verständiger Mensch geworden. Ich brauche dir zu deinem Geburtstag eigentlich nur zu wünschen, daß du weiter gesund

bleibst und dich der liebe Gott in seinen gnädigen Schutz nimmt. Damit wäre alles gesagt, was ich für dich in meinem Herzen wünsche.

Aber es ist doch noch etwas anderes, was mich zwingt, dich immer in meine Gebete einzuschließen. So gern wäre ich zu dir gekommen, aber jetzt geht das ja leider nicht. Aber später werde ich dich wiedersehen. Das hoffe ich mit Gottes Hilfe.

Laß dir dein gutes Gemüt nicht vergiften. Übe dich darin, bei Kleinem, allen Versuchungen zu widerstehen. Laß den Zorn nicht über dich Herr werden, wenn dich die anderen quälen und schlecht behandeln. Du hast ein liebes, gutes und reines Herz, das bewahre dir. Lese häufig in der Bibel. Dort steht geschrieben, daß man denen verzeihen soll, die einem Böses tun. Das sind schöne Worte, die merke dir. Denn du wirst in die Lage kommen, sie gebrauchen zu können.

Du wirst vielleicht häufig recht unglücklich sein, weil du die Liebe entbehren mußt, die anderen das Leben zur Freude macht. Laß in deinem Gemüt keine Verbitterung aufkommen, vor allem nicht gegen deine Eltern. Das wäre eine große Sünde. Und auch deinem Bruder gegenüber bewahre immer die richtige Brüderlichkeit. Gerade an ihm kannst du deinen Charakter stärken. Laß dich nie von ihm zum Zorn und zur Heftigkeit hinreißen. Denke immer, daß ihn

Gott einen schwachen Verstand gegeben hat, und daß du über ihm stehst. An ihm kannst du dich im Verzeihen üben und im stillen Erdulden.

Laß dich niemals von der Verzweiflung unterlegen. Hoffe immer auf Gott, zu dessen Kindern du gehörst, so gut wie irgend ein Anderer. Diejenigen, die hier unten am meisten zu leiden haben, werden einst im Himmel an seiner Seite sitzen können, wenn sie stets seine Gebote befolgt haben.

Denke immer, wenn dir das Leben eine Enttäuschung bereitet, daß es viele, viele Menschen gibt, die noch viel schlimmer daran sind, als du. Denke an die Blinden, an die armen Taubstummen und an die Krüppel, denke auch an die vielen, die in Irrenhäusern sind! Wie glücklich bist du gegen alle diese. Du hast deine hübschen klaren Augen und kannst in Gottes schöner Natur dich nach Herzenslust umsehen. Du hast einen regulären Geist und deine gesunden Arme und Beine. Beklage dich nicht, auch wenn du anderes entbehren mußt.

Sage auch nicht, daß dich niemand lieb hätte. Ich habe dich sehr lieb, so lieb, als ob du mein eigenes Kind wärst. Und ich möchte auch immer bei dir sein, zu deinem Schutz und deinem Trost. Und ich werde dich auch immer lieb behalten.

Deine alte treue Brigitte."

Der Brief enthielt manche Sonderbarkeiten für mich. Damals lächelte ich darüber, später habe ich das nicht mehr getan.

* * *

Zehn Jahre nach dem Tode meines Großvaters.

Meine Mutter ist alt geworden, ihr volles Haar ist stark ergraut. Sie hat Sorgen. Die Hinterlassenschaft meines Großvaters ist weit geringer gewesen, als sie erhofft hatte.

Unser großes, altes Haus, das am Marktplatz liegt, gerade dem Rathaus gegenüber und in dem früher die Bürgermeister der Stadt gewohnt haben, ist mit Hypotheken belastet worden.

* * *

Ich arbeitete gestern an meinen Schulaufgaben in dem Zimmer, welches neben dem Schlafzimmer liegt. Dies Schlafzimmer hat einen wunderschönen Erker, der wie ein Türmchen an das Haus angelehnt ist. Draußen hat sich um das graue Gestein dichter alter Ephen gerankt, der nur ein kleines Fensterchen freiläßt, das wie ein helles Auge durch das Dunkel der Ephenblätter leuchtet. An diesem Fensterchen pflegt meine Mutter zu sitzen. Sie kann von hier aus den Marktplatz und zwei auf denselben

mündende Straßen beobachten, ohne selbst gesehen zu werden.

Mein Bruder Paul und ich besuchen gemeinsam das Gymnasium. Paul, der zwei Jahre älter ist als ich, dem aber das Lernen sehr schwer fällt, hat in mehreren Klassen zwei Jahre zugebracht, so daß ich ihn in der Obertertia eingeholt habe, nun ist er auch in der Untersekunda sitzen geblieben, während ich nach der Obersekunda versetzt worden bin.

Gewiß liegt für Paul etwas demütigendes darin, daß ich ihn überholt habe, aber für meine Mutter liegt doch aller Grund vor, sich darüber zu freuen, daß wenigstens einer ihrer Söhne auf dem Gymnasium gut vorwärts kommt.

Merkwürdigerweise ist bei meiner Mutter von einer Freude hierüber nichts zu merken.

Während Paul nie von seinen Schularbeiten abgerufen wird, werden mir gerade dann, alle möglichen Kommissionen aufgetragen, wenn ich meine Schulaufgaben zu erledigen habe. Während für Paul in der oberen Etage ein ruhig gelegenes Studierzimmerchen eingeräumt worden ist, muß ich meine Arbeiten in dem Zimmer neben dem Salon meiner Mutter erledigen, damit sie zu jeder Zeit über mich verfügen kann.

Auch gestern sollte ich nicht lange ungestört bleiben.

Meine Mutter klingelte nach mir. Zuerst ein kurzes und dann ein langanhaltendes Klingeln ist das

Zeichen für mich. Ich war gerade mitten in einer griechischen Übersetzung gestört worden, und ich mag wohl ein etwas brummiges Gesicht gemacht haben, als ich in ihr Zimmer trat.

Sie war sehr aufgeregt. Sie schalt mich, daß ich sie so lange habe warten lassen. Sie wolle mir die Ohren schon öffnen. Dabei faßte sie mit energischem Griff in mein langes blondes Haar und schüttelte meinen Kopf so heftig, daß ich vor Schmerz laut aufschrie, obwohl ich mir vorgenommen hatte, bei solchen Gelegenheiten keinen Laut des Schmerzes von mir zu geben.

Ich füge hier ein, daß ich mein leicht gelocktes, blondes Haar sehr lang trage. Ich habe das so von meiner Kindheit her beibehalten, obwohl ich von meinen Klassenkameraden und besonders auch von Paul oft deshalb verspottet werde. Auch besitze ich eine große Vorliebe für Fingerringe, und da ich weder heimlich rauche noch Bier trinke, wie dies die anderen Jungen schon tun, so konnte ich mir für mein Taschengeld nach und nach ein paar Ringe kaufen, die zwar ziemlich wertlos sind, die aber meinen ganzen Stolz ausmachen. Es ist das wohl eine kindische Eitelkeit, die ich mir aber nicht abgewöhnen kann, trotzdem ich unter dem Gespött der anderen leide.

Nach diesem, etwas stürmischen Empfang, eröffnete mir meine Mutter, daß ihr der Rentier St. eine Hypothek gekündigt habe, nun wisse sie nicht, was sie anfangen

solle. Sie war in einer grenzenlosen Wut und nannte den alten Herrn, der ihr die Hypothek gekündigt hatte, mit Namen, die nicht gerade schmeichelhaft für denselben waren.

Und doch hat sie selbst die Veranlassung zu der Maßnahme des Herrn St. gegeben. Das Zahlen der Zinsen behandelt sie sehr nachlässig und nachdem Herr St. wieder einmal vierzehn Tage vergebens auf dieselben gewartet hatte, bekam er auf eine höfliche Mahnung von meiner Mutter eine so hochfahrende und beleidigende Antwort, daß er sich veranlaßt gesehen hat, sein Kapital zurückzufordern.

Meine Mutter erklärte mir, daß sie mich vom Gymnasium fortnehmen werde, und daß ich eine Stellung annehmen müsse, in der ich etwas verdiene.

Diese Mitteilung traf mich ganz unerwartet und nahm mir vollkommen meine Fassung. Ich habe es bis her stets, als etwas ganz selbstverständliches angesehen, daß ich Medizin studieren werde, wie mein Großvater. Nun brachen alle meine Hoffnungen und Pläne zusammen und die rücksichtslose Schärfe, mit der mir diese Mitteilung gemacht wurde, beraubte mich für einen Augenblick gänzlich der Beherrschung, an die ich mich, dank der täglichen Übung, schon frühzeitig gewöhnt habe. Ich begehrte auf und verlangte, daß Paul statt meiner vom Gymnasium fortgenommen werde, da er faul und dumm sei und sich besser zu einer anderen Tätigkeit eignen würde, als zum Studieren.

Ich empfing für meine trotzigen Reden recht empfindliche Schläge und zur Strafe wurden mir von meiner Mutter meine Fingerringe konfisziert. Ich verbrachte danach eine schlaflose Nacht und habe viel geweint.

* * *

Heute Nachmittag ging ich ohne Wissen meiner Mutter zu Herrn St. und erzählte ihm, daß ich vom Gymnasium fort müsse, wenn er uns das Geld fortnehmen würde. Ich bat ihn, meiner Mutter doch das Geld zu lassen und ich wußte ihn so zu rühren, daß er gleich in meiner Gegenwart einen Brief an meine Mutter schrieb, in welchem er die Kündigung zurücknahm. Er sagte mir, indem er meinen Kopf zwischen seine beiden Hände nahm, ich hätte so schöne blaue Augen, daß er nicht imstande wäre, mir meine Bitte abzuschlagen. Und er küßte mich auf den Mund.

* * *

Ich las einmal in einem alten Buch, seine Blätter waren schon arg vergilbt und der zerschlossene Einband stammte aus einer längst vergangenen Zeit. Das Buch hatte zum Nachlaß meines Großvaters gehört.

Das Buch enthielt orientalische Sagen und Märchen. Eines dieser Märchen erzählte von einem König folgendes:

„Es war einmal ein König mit schwarzem Haar und dunklen Augen. Wenn man in diese Augen sah, so war es einem, als blicke man in einen tiefen See und seine Haare waren weicher, wie die eines neugeborenen Lammes und glänzender, wie die feinste Seide. Sein Mund war gütig, aber er schien nicht Lachen zu können. Sein edles Haupt neigte sich dankend, auch beim Gruße des ärmsten Bettlers.

Alle liebten ihn, aber er liebte niemand.

So sehr auch die Großen seines Reiches in ihn drangen dem Lande eine Königin zu geben, so wußte er doch immer sich ihren Wünschen zu entziehen. Und ob man auch die schönsten Prinzessinnen aus allen Nachbarreichen ihm der Reihe nach in Vorschlag brachte, er wählte keine von ihnen, selbst nicht die schöne Adarama, deren Schönheit die Märchenerzähler priesen und deren Anblick jeden Mann in einen starken Zauber schlug, also, daß er fortan sich in Sehnsucht nach der schönen Adarama verzehrte. Der junge König lächelte still und wehmütig vor sich hin, wenn man ihm die Reize der wunderbaren Adarama schilberte, er begehrte ihrer nicht. Dabei schweifte sein Auge oft träumerisch und sehnsuchtsvoll umher. Es war, als ob er nach einem Glück suche, das er in weiter, unerreichbarer Ferne vor sich dahin schweben sah, ohne es jemals erreichen zu können.

Als er einst bei sinkender Abendsonne ganz allein in seiner verträumten Weise, längs des Meeresstrandes daher ging, sah er einen Fischerknaben sich unweit des Ufers in einem Rahn schaukeln. Er winkte den Knaben heran, und ließ sich von ihm auf das Meer hinausfahren.

Der Knabe saß ihm gegenüber auf der Bank und blickte aus seinen großen klaren Augen ganz verückt den König an. Und auch des Königs Blicke fielen auf den Knaben und als er diese Augen sah, die in kindlicher Verückung auf ihn gerichtet waren, da war es ihm, als sähe er in diesen Knaben sich selbst wieder, in dem niederen Gewande eines der Ärmsten seines Volkes.

Der König nahm den Knaben mit in seinen Palast. Er ließ ihm ein prunkvolles Gewand anfertigen und fortan mußte er stets in seiner Nähe sein.

Der König war nunmehr wie umgewandelt. Seine Augen blickten nicht mehr traurig und entsagungsvoll, eine heiße Lebenslust sprühte aus ihnen und sein Mund, der früher stets ernst und geschlossen gewesen war, lachte und plauderte in frohem Übermut.

Doch nicht lange sollte er sich seines Glückes freuen.

Der Haß der Großen verfolgte den Knaben, der sich die Gunst des Königs so schnell erworben hatte und dessen Herz besaß.

Sie meinten, daß er dem Lande Unglück bringen könne und sie ermordeten ihn.

Da versank der König in eine tiefe Traurigkeit. Er klagte und weinte um den Toten und verzehrte sich in Sehnsucht nach ihm. Auch der Gram kann töten und ungestillte Sehnsucht hilft ihm dabei.

Der König starb wenige Monate nach dem Tode des Fischerknaben.

Er ward in dem herrlichen Mausoleum beigesetzt, daß er für den ermordeten Knaben hatte errichten lassen. So schlief er an der Seite dessen den ewigen Schlaf, den er im Leben geliebt hatte."

So ungefähr lautete die Erzählung von dem armen König, die mich stets eigentümlich ergriff. Sie war sehr rührend geschrieben und ich habe um den König und um den Knaben geweint. Besonders bei der Stelle, an welcher erzählt wurde, daß der Knabe seine Mörder so flehentlich gebeten habe, das Leben des Königs zu schonen, da vermochte ich den Tränen keinen Einhalt zu gebieten.

Oft kam ich mir vor, als hätte ich die Geschichte in einer längst vergangenen Zeit selbst erlebt, als wäre ich einst der unglückliche König gewesen.

*

*

*

Der Primaner Kurt Rosenstock hat meinem Bruder Paul am Montag auf dem Schulhof eine furchtbare Ohrfeige gegeben, weil mein Bruder mich einen Eunuch genannt hat. Ich weiß nicht, warum sich Kurt deswegen so aufregte. Er hält das Wort für eine Beleidigung.

Seit Kurt Rosenstock so energisch für mich eingetreten ist, wagt es keiner mehr mich zu hänseln. Er hat gesagt, er würde jeden verprügeln, der es wagen würde, mich auch nur schief anzusehen. Nun lassen sie mich in Frieden. Kurt Rosenstock ist der Stärkste auf dem Gymnasium.

* * *

Kurt Rosenstock erwartet mich immer hinter der Post und dann gehen wir zusammen spazieren. Er ist aus Süddeutschland, und man hat ihn schon von zwei Gymnasien fortgejagt. Auf dem einen Gymnasium hat er mit einem Lehrer, der ihn schlagen wollte, einen Ringkampf veranstaltet. Auf dem anderen Gymnasium war er Mitglied einer Gymnasiastenverbindung. Sein Vater muß sehr gute Beziehungen haben, sonst wäre er überhaupt nicht wieder in ein Gymnasium aufgenommen worden. Alle haben einen riesigen Respekt vor ihm, und alle rechnen es sich zur Ehre an, sein Freund zu sein. Aber zu keinem ist er so freundlich, wie zu mir. Er hat den größten Schnurrbart von allen Primanern und ich bin der einzige Sekun-

daner, mit dem er geht. Wenn wir zusammen ausgehen, sehe ich, wie vernarrt die Mädchen in ihn sind. Sie laufen uns immer in den Weg, aber Kurt läßt über sie. Ich werde wegen dieser Freundschaft mit Kurt Rosenstock viel beneidet. Ich habe mich aber nicht an ihn herangeschmissen, sondern er hat mir seine Freundschaft angeboten. Es kommt mir überhaupt vor, als ob er mich viel mehr liebte, als ich ihn. Er ist so groß und so stark und hat so etwas an sich, das sich Gehorsam erzwingt. Er imponiert mir, aber ich habe doch auch gleichzeitig immer so etwas wie Angst vor ihm.

* * *

„Teutonia sei's Panter!“ Die Primaner haben eine Verbindung gegründet. Kurt Rosenstock ist der Präside. Ich bin der einzige Sekundaner, der aufgefördert wurde, mitzumachen. Ich konnte mich nicht ausschließen, aber ich besuche nur selten die Kneipe. Ich sollte mir die Haare kurz schneiden lassen, aber Kurt Rosenstock erklärte, daß der freie Germane seine Haupthaare, bis auf die Schultern herabfallend, getragen habe. Er gab mir den Kneipnamen „Balbur“, und damit war alles erledigt. Wenn er etwas spricht, fügen sich die anderen stets. Die Kneipen werden immer sehr heimlich abgehalten. Wenn die Magister etwas merken und die Verbindung aufstellt, dann gibts Relegationen. Ganz

sicher würde Kurt Rosenstock geschäft. Das weiß er auch. Er sagte mir einmal, es würde ihm das seiner Mutter wegen, die er sehr liebt, leid tun. Aber der Drang, Gefahren zu bestehen, ist so groß in ihm, daß er ihn nicht zu unterdrücken vermag.

* * *

In diesem ereignisreichen Winter habe ich gestern zusammen mit Paul die erste Tanzstunde besucht. Ich habe dazu auch einen neuen schwarzen Anzug erhalten. Ringe habe ich auch wieder. Kurt Rosenstock hat mir einen wunderschönen echten Goldring geschenkt, in den ein Türkis gefaßt ist. Er sagte, der Stein würde so lange blau bleiben, wie ich ihm treue Freundschaft bewahre. Er wollte mir die Tanzstunde zuerst ausreden. Da er aber sah, wie ich mich auf das Tanzen freute, hat er sich auch eintragen lassen. Er ist aber bereits ein perfekter Tänzer. Er tanzt besser und ist überhaupt viel eleganter, wie unser Tanzbär. Als es bekannt wurde, daß sich Kurt Rosenstock an der Tanzstunde beteiligte, haben sich noch so viele Mädels gemeldet, daß Herr Glaser eine ganze Reihe abweisen mußte. Kurt bringt mir immer die Liebesbriefe und die Gedichte, die er bekommt, mit. Wir lachen darüber, dann zerreißt er die Briefe und wirft sie weg. Paul sucht sich an ihn heranzudrängen, aber Kurt läßt ihn abblitzen. Kurt will mich in den großen Ferien mit

zu seinen Eltern nehmen. Was er mich dort alles lehren will! Ich soll reiten lernen, ich soll lernen einen Hasen totschleßen, auch im Schwimmen will er mich unterrichten. Er wundert sich, daß ich nicht in Begeisterung ausbreche, ob der Freuden, die mich erwarten. Aber das kann ich nun einmal nicht. Im Gegenteil, mir ist vor allen diesen Dingen recht bange. Ich habe noch nie auf einem Pferd gesessen, ich habe noch nie ein Gewehr in der Hand gehabt und ich habe noch nie in einem offenen Fluß gebadet. Ich habe auch noch nie mit anderen zusammen in einer Badeanstalt gebadet. Meine Mutter sagte stets, Großvater habe mir das verboten. Und nun soll ich in der Donau schwimmen lernen!

* * *

Tanzen! Ach Tanzen! Mit welcher Hefigkeit hat mich das Tanzfieber ergriffen. Alle sind über mich erstaunt, am meisten ich selbst. Was ist denn das? Wenn ich mit Kurt Rosenstock tanze, er als Herr, ich als Dame, dann kommt etwas über mich, das ich mir nicht zu erklären vermag. Er tanzt viel mit mir; und lieber, als mit einem unserer Dämchen, tanze ich mit ihm. Ach, das ist schön, das ist herrlich! Wenn wir beide einen Walzer tanzen, dann bleiben die anderen Paare stehen und sehen uns zu. Unsere Tanzstunden Damen sind nicht gut auf mich zu sprechen. Sie ärgern sich, daß Kurt Rosenstock

so oft mit mir tanzt. Was mir schon daran liegt, ob sich die Gänse ärgern. Kurt Rosenstock soll mit mir tanzen. Ich habe jetzt gar keine Angst mehr vor ihm. Ach, es ist wonnig, so mit ihm dahin zu schweben, von seinen starken Armen gehalten. Wenn doch die Tanzstunde nicht schon so bald zu Ende wäre. Na, noch vier Monate, dann haben wir die großen Ferien. Ich reise mit ihm, dann habe ich ihn vier Wochen lang ganz für mich.

* * *

Ich bin furchtbar aufgeregt. Was soll daraus werden. Es ist vier Uhr nachts, aber ich kann mich nicht entschließen, mich ins Bett zu legen. Ich würde ja doch nicht schlafen können. Ob Kurt noch auf der Polizeiwache festgehalten wird? Der Gedanke ist mir schrecklich.

Wir waren heute abend auf der Teutonenkneipe gewesen. Kurt hatte viel getrunken. Wie immer wollte er mich nach Hause begleiten. Als wir am Café Venz vorbeikamen, forderte er mich auf, mit ihm hinein zu gehen. Ich wollte zwar nicht recht, es war mir gleich so, als ob uns etwas Schlimmes bevorstände, aber ich habe ja keinen Willen, neben dem seinen. Das Lokal war überfüllt, ein paar Musikanten spielten die neuesten Walzer und viele der Anwesenden sangen mit. Wir setzten uns an einen Tisch, an dem noch andere Personen saßen.

Kurt bestellte für sich ein Glas Bier, und für mich eine Tasse Kaffee. Ich merkte bald, daß die Leute um uns herum über mich tuschelten. Für mich ist das eine alte Geschichte und ich achtete nicht darauf. Ich horchte aufmerksam auf die Musik. Der Geiger interessierte mich durch seine dunklen Augen und sein wundervolles Spiel. Ich hatte dabei wenig auf Kurt geachtet, plötzlich aber sah ich, wie er mit zornrotem Gesicht aufsprang und einen Herrn, der am Nebentisch saß, an der Brust faßte und ihn heftig schüttelte. Dabei rief er: „Was haben Sie gesagt?! Wollen Sie das zurücknehmen?“ Was der Herr antwortete, konnte ich nicht verstehen. Zu meinem Schrecken aber sah ich, daß ihm Kurt rechts und links ein paar gehörige Maulschellen versetzte.

Ein furchtbarer Tumult brach aus. Die Musik verstummte. Alles sprang auf. Eine Anzahl Leute brang auf Kurt ein, nicht nur mit Fäusten, sondern auch mit Stöcken und Schirmen schlug man nach ihm. Er hatte ein leeres Bierglas ergriffen und schlug damit auf die Köpfe der Zudringlichsten. Ich war ganz von ihm abgedrängt worden und ich rief mit verzweifelter Stimme nach Polizei. Sie kam auch bald. Weniger wohl in Folge meines Rufens, als durch den furchtbaren Lärm herbeigelockt, den diese zweihundert durcheinander schreiende und lärmende Personen verursachten. Das Resultat, der von einem Schutzmann angestellten Unter-

suchung war, daß Kurt Rosenstock und ich ihm nach der Polizeiwache folgen mußten. Der Herr, den Kurt geohrfeigt hatte, war in dem Kampf so übel zugerichtet worden, daß er nach einem Krankenhaus gebracht werden mußte. Auf dem Wege nach der Polizeiwache, auf dem wir von ein paar Duzend schimpfender Leute begleitet wurden, fragte ich Kurt nach der Ursache des Streites. Er hat mir aber nichts richtiges geantwortet. Auf der Polizeiwache wurde ich von ihm getrennt. Ich wurde zuerst vernommen und nach Feststellung meiner Personallen mit der Welsung entlassen, mich sofort nach Hause zu begeben. Da sich vor dem Wachlokal noch viele Menschen aufhielten und man fürchtete, diese würden an mir ihr Mütchen kühlen, begleitete mich ein Polizist bis an die Tür unseres Hauses.

*

*

*

Das waren furchtbare Tage und für Kurt werden furchtbarere folgen. Mir sind die Würfel bereits gefallen. Ich bin geschäft. Mit meiner Hoffnung, studieren zu können, ist es aus. Was nun werden soll, weiß ich nicht. Mir ist jetzt auch alles gleich.

Mein armer Kurt! Meine Gedanken sind immer nur bei dir. Wie wirst du im Gefängnis leiden. Und was für eine Strafe wird dich treffen?

Der Mann, dem Kurt die Ohrfelgen gegeben hatte, war ein Weinreisender, namens W. Er hat bei der Geschichte einen Schädelbruch erlitten und ist in dem Krankenhaus gestorben. Nun ist die Frage die, ob Kurt ihm mit dem Bierglas den Schädelbruch beigebracht hat, oder ob Herr W., wie einige Zeugen behaupten, beim Aufstehen zurückgetaumelt und gegen eine Tischkante gefallen ist. Jedenfalls ist Kurt Rosenstock in Untersuchungshaft behalten worden. Auch für meine Komilitonen ist die Sache übel ausgegangen. Bei einer sofort vorgenommenen Hausdurchsuchung in der Wohnung Kurts wurde unsere Mitgliederliste, die Statuten der „Teutonia“, und unsere Korrespondenz mit einer Verbindung in H. gefunden und beschlagnahmt. Die anderen sind mit dem consilium abeundi und Karzerstrafen davongekommen. Ich bin, in Anbetracht des Umstandes, daß ich auch bei der Affaire im Café Lenz zugegen war, geschäft worden. Natürlich hat Kurt das gleiche Los getroffen. Das Gericht hat keine Beteiligung meinerseits an dem Streit in dem Café Lenz angenommen und auch kein Verfahren gegen mich eingeleitet.

Der Aufenthalt hier im Hause wird für mich zur Hölle. Meine Mutter ist ganz sinnlos vor Wut über die Schande, die ich über die Familie gebracht habe und weil das Geld für meine Ausbildung zwecklos vergeudet sei. Ich darf nicht mehr mit am Tisch essen und Paul, der nun vor Kurt Rosenstock keine Angst mehr hat, schlägt mich,

wo er mich nur sieht. Er ist ja viel stärker, als ich. Ich kann mich gegen ihn nicht wehren.

Am liebsten wäre ich tot. Wenn ich nur Kurt noch einmal sehen könnte.

* * *

Kurts Vater ist hier eingetroffen. Er hat Kurt im Gefängnis besucht, und hatte mich dann zu sich in sein Hotel gebeten. Er ist ein großer, sehr ernsther Mann. Er ist sehr betrübt über Kurts Tat und versucht mit allen Mitteln, das wieder gut zu machen, was Kurt verschuldet hat. Der Witwe des Weinreisenden W. hat er eine reiche Jahresrente angesetzt und 30000 M. sofort ausgezahlt. Er hatte gehofft, Kurt, gegen Stellung einer Kaution, aus der Untersuchungshaft frei zu bekommen, aber seine Hoffnung ist fehl gegangen.

Mich sah Herr Rosenstock mit einem langen, durchdringenden Blick an. Er schien von der Musterung, die er mit mir vornahm, nicht besonders entzückt zu sein. Ich merkte das natürlich sofort, wenn er sich auch Mühe gab, sich mir gegenüber freundlich zu stellen. Kurt hatte ihm Grüße für mich aufgetragen. Herr Rosenstock erzählte mir, daß Kurts Mutter durch den Schreck, den sie bei der Mitteilung von der Verhaftung Kurts bekommen habe, sehr krank geworden sei. Er machte mir auch Vorwürfe, daß wir Jungen bei unsern Streichen gar keine Rücksicht auf unsere Eltern nehmen, das sei bei Kurt ganz be-

sonders der Fall. Trotzdem merkte ich, wie lieb er Kurt hat. Ach, so von Vater und Mutter innig geliebt zu werden, ist doch das Schönste auf der Welt! Was würde ich darum geben, wenn mir dies Glück geworden wäre. Kurt hat auch seinem Vater den Ausruf des Weinreisenden W. nicht mitgeteilt, welcher die Veranlassung zu dem Streit geworden ist. Ich glaube bestimmt, es handelt sich um ein Schimpfwort, das mir gegolten hat.

* * *

Ich hatte ein Gesuch eingereicht, und um eine Unterredung mit Kurt gebeten. Das Gesuch ist aber abschlägig beschieden worden. Kurts Vater hat den besten Rechtsanwalt der Stadt, als Verteidiger für seinen Sohn gewonnen. Dann ist er wieder abgereist.

Darüber, was aus mir werden soll, ist noch nichts bestimmt. Ich zerbreche mir beständig den Kopf, wie ich Kurt zur Flucht aus dem Gefängnis verhelfen könnte. Ach, wenn wir beide doch zusammen fliehen könnten. Irgendwohin, am liebsten auf eine kleine, unbewohnte Insel mitten im Meer.

* * *

Ich mag mich kaum noch auf der Straße sehen lassen. Meine früheren Mitschüler, die mich fürchteten und beneideten, als Kurt Rosenstock immer mit mir ging,

schneiden mich jetzt kühl oder schimpfen gar, ganz offen hinter mir her. Die Damen unseres Tanzkränzchens, das ich natürlich nach dem Vorfall im Café Lenz nicht mehr besuchen darf, wozu ich — nebenbei bemerkt — auch nicht die geringste Lust mehr verspüre, lachen mir in das Gesicht, wenn ich sie grüße, ohne meinen Gruß zu erwidern. Frechheit!

Abends, wenn es dunkel wird, schleiche ich aus dem Hause, und streiche in der Nähe des Gefängnisses umher. Hinter seinen Mauern sitzt alles, was ich liebe. Mein armer Kurt.

* * *

Ich war für heute zu einer Vernehmung, vor dem Untersuchungsrichter, geladen. Dort traf ich den Gelgen-
spieler aus dem Café Lenz, der auch als Zeuge in Kurt's
Sache vernommen wurde.

Auf dem Korridor des Gerichtsgebäudes sprach er mich an. Er hat eine weiche, sympathische Stimme. Während er zu mir sprach, blickte er mich stets unverwandt an. Er sagte mir, er hätte Kurt und mich an dem Abend in das Café Lenz eintreten sehen. Ich sei ihm besonders aufgefallen, und er habe sich gefreut, daß wir uns in die Nähe des Orchesters gesetzt hätten. Nach der Vernehmung lud er mich zu einem Spaziergang ein. Er hat schon viel von der Welt gesehen und ich höre ihm gern zu, wenn er erzählt.

Seine Aussage kann für Kurt sehr günstig werden. Er hat gesehen, wie Herr W., als er aufspringen wollte, zurückgetaumelt und mit dem Kopf schwer gegen eine Tischkante geschlagen ist. Das Bierglas Kurt's habe den Schädel des Mannes nicht berührt.

Ich möchte diese Aussage an Kurt gelangen lassen, sie würde ihm einen Trost gewähren.

Aber es ist mir ja unmöglich gemacht, mich mit ihm in Verbindung zu setzen. Warum eine solche Härte?

Ich werde an die Eltern Kurts schreiben und ihnen mitteilen, daß Kurt an dem Tod des Herrn W. schuldlos ist. Das wird ihnen eine frohe Nachricht sein und ihnen meine Anteilnahme an Kurts Schicksal beweisen, ohne daß es aufdringlich von mir ist.

Wie glücklich ist Kurt, trotz seinem Unglück. Er hat Eltern, die ihn lieben.

* * *

Mein neuer Bekannter heißt Edgar Töpfer. Ich habe ihn auf seine Einladung hin, in seiner Wohnung besucht und wir haben dort Kaffee getrunken und Kuchen gegessen. Danach hat er mir auf seiner Geige vorgespielt.

Es waren ein paar selige Stunden.

Er ist ein wirklicher Künstler. Oft liegt ein Hauch sanfter Schwermut über seinem Spiel, dann wieder klingt

es aus ihm, wie ein verhaltenes Feuer, das hin und wieder mit zwingender Gewalt durchbricht.

Seine Augen sind sehr schön, groß und dunkel und sprechend.

Mit seinem Spiel entlockt er mich für kurze Zeit der bösen, harten Wirklichkeit und führt mich in das Märchenland der Träume.

Ich weiß nicht, was ihn an mich fesselt und was ihn so gütig mir gegenüber stimmt, Ich habe ihm den Wunsch ausgesprochen, an Kurt einen Brief gelangen zu lassen, und er will den Brief richtig in seine Hände besorgen. Er hat mich eingeladen, ihn auch morgen wieder zu besuchen und ich werde gern zu ihm kommen.

* * *

Herr Töpfer hat meinen Brief an Kurt besorgt und ich hatte das große Glück, durch ihn auch von Kurt einen Brief zu erhalten. Ich fragte Herrn Töpfer, wie er es angestellt habe, Briefe in die Zelle und aus der Zelle Kurts zu spedieren. Das wollte er mir aber nicht sagen. Kurt schrieb mir, ich möchte mich doch bei der Witwe des toten Weinreisenden erkundigen, wie es derselben ginge. Ich bin auch dort gewesen. Die Frau macht einen sehr netten Eindruck. Sie scheint sich auch den Tod ihres Mannes nicht allzusehr zu Herzen genommen zu haben. Der Mann

hatte ihr durch seine Streit- und Trunksucht das Leben sehr verbittert. Über den alten Herrn Rosenstock, war sie voll des Lobes. Die schnelle und noble Art, in der er für sie gesorgt habe, ohne danach zu fragen, ob sein Sohn wirklich die Schuld an dem Tod ihres Mannes trüge, hat der Frau sehr gefallen. Sie sagte mir, daß sich Kurt ihrerwegen beruhigen könne. Sie hoffte, daß er freigesprochen werde.

Ich habe das alles sofort an Kurt geschrieben, und morgen wird Herr Töpfer den Brief an seine Adresse befördern.

* * *

Was aus mir werden soll, ist immer noch nicht entschieden. Meine Mutter will nicht, daß ich in irgend ein Geschäft eintrete, wo ich als Lehrling kein Gehalt bekomme. Sie will, daß ich gleich etwas verdiene. Eine solche Stellung findet sich für mich sehr schwer. Jeden Tag schreibe ich eine Menge Offertenbriefe. Ich habe mich auch schon persönlich um die verschiedensten Stellungen beworben. Ich bin aber überall abgewiesen worden.

Das Verhältnis zu meiner Mutter gestaltet sich durch diese Mißerfolge immer unerfreulicher. Mein heißester Wunsch ist, ganz von hier fort zu kommen.

Mein einziger Trost in dieser bösen Zeit sind meine

Besuche bei Herrn Edgar Töpfer. Er hat auf seinem Zimmer ein Klavier stehen und auf ihm erteilt er mir Unterricht. Er sagt, meine Fortschritte wären überraschend. Aber ich weiß nicht, ob ich seinen Lobsprüchen trauen darf. Er findet alles an mir schön und gut und umgibt mich mit einer so liebevollen Bärtlichkeit, daß ich die Gerechtigkeit seines Urteils anzweifeln. Wohl aber macht mir das Klavierspielen sehr viel Freude, und er ist ein vorzüglicher Lehrmeister.

Ich bin ein Fantast! Noch nicht vier Wochen sind es her, seit ich die Tastatur des Klaviers kennen lernte, und schon träume ich davon, ein großer, vielbewunderter Künstler zu werden.

* * *

Der Tag, an welchem die Verhandlung gegen Kurt Rosenstock stattfinden wird, ist festgesetzt. Die Anklage lautet nur auf Körperverletzung. Der Tod des W. wird Kurt nicht zur Last gelegt.

Mir ist sehr bang zu Mut und noch enger als bisher, habe ich mich an Edgar angeschlossen. Wenn ich bei ihm bin, bin ich ruhig, dann fühle ich mich geborgen. Jedes seiner Worte klingt mir wie Musik, und wenn er mir mit seiner weichen Hand über das Haar streicht, dann schließe ich die Augen in einem stillen Wohlgefühl. Mir

ist dann so eigentümlich selig zu Mut, und ich möchte ihn bitten, immer weiter zu sprechen und immer wieder mein Haar zu streicheln. In mir toben sonderbare Gefühle, über die ich mir nicht klar zu werden vermag. Wenn es nicht so lächerlich wäre und eines Mannes unwürdig, dann würde ich sagen, ich möchte ihn küssen und von ihm geküßt sein. Ach ja, ich stelle es mir herrlich vor, von ihm umschlungen, umarmt, geküßt zu werden.

Ich weiß, so ein Wunsch ist Unsinn. Ich habe mir schon vorgenommen, garnicht wieder zu ihm hinzugehen, weil ich unter diesem Zustand leide. Aber wenn die Stunde kommt, in der er mich erwartet, dann laufe ich, so schnell ich nur kann, zu ihm, damit ich nur nicht eine Minute versäume.

Ob er auch etwas ähnliches für mich fühlt, wie ich für ihn? Er vermeldet es, mich anzurühren, aber seine Blicke ruhen manchmal mit so einem eigentümlichen Ausdruck auf mir, daß ich nicht weiß, ob er Mitleid mit mir empfindet, oder ob er leidet, wie ich.

Was Kurt Rosenstock anbelangt, so glaubt er bestimmt, daß dieser freigesprochen wird. Er kennt auch das Wort, welches jener Herr W. zu unserem Tisch herüber gerufen hat, und das Kurt in so sinnlose Wut versetzte. Er will mir das Wort aber nicht sagen. Es muß eine sehr gemeine Beschimpfung sein, die auf mich gemünzt

ist. Nun, bei der Gerichtsverhandlung werde ich sie zu hören bekommen.

Den Briefwechsel mit Kurt Rosenstock habe ich mit Hilfe Edgar's fortgesetzt. Kurt beschäftigt sich in Gedanken sehr viel mit mir. Seine treue Freundschaft zu mir, spricht aus jeder seiner Zellen. Ich komme mir, ihm gegenüber, sehr schlecht vor, meine Zuneigung zu Edgar, erscheint mir, wie ein Treubruch an ihm.

Es ist doch merkwürdig, daß der Mensch sich so wenig in Gewalt hat, daß er so wenig Herrschaft über seine Gefühle besitzt. Alle Vorwürfe, die ich mir mache, können mir nicht darüber hinweghelfen, daß in meinem Herzen Edgar einen weit größeren Platz einnimmt, als Kurt Rosenstock.

* * *

Meine Mutter hat eine Stellung für mich gefunden. Eine Lehrstelle zwar, aber doch eine solche, in welcher ich von Anfang an 30 Mark monatliches Gehalt erhalte, später mehr. Am Ersten nächsten Monats, trete ich in das Damenkonfektionsgeschäft der Firma Markus & Bernstein, Inhaber Siegfried Markus, ein. Meine Mutter hatte in dem Geschäft irgend etwas gekauft und bei dieser Gelegenheit mit dem Inhaber über mich gesprochen. Herr Markus hatte meiner Mutter gesagt, daß

er mich vielleicht gebrauchen könne und am anderen Tag hatte sie mich ihm vorgestellt. Ich gefiel ihm und ich wurde durch einen Vertrag auf den Zeitraum von 3 Jahren an die Firma Markus & Bernstein verpachtet. Meine Mutter hatte gemeint, ich müsse mir nun die Haare schneiden lassen, aber Herr Markus hatte dem widersprochen. Er wollte mich so haben, genau so, wie ich bin. Das wäre mal etwas anderes, das würde seiner Damenfreundschaft gefallen.

Am Nachmittag habe ich mich bei Edgar tüchtig ausgeweint. Er war, wie immer, sehr lieb zu mir und versuchte mich damit zu trösten, daß er nun auch bald von hier fort müsse, da sein Engagement im Café Benz in wenigen Tagen abgelaufen sei.

Das war ein schlechter Trost für mich.

Ich machte ihm den Vorschlag, mit ihm zusammen von hier fortzugehen. Da bekam er einen ordentlichen Schreck und hat eifrig versucht, mir den Gedanken auszureden. Er muß mich doch nicht so lieb haben, wie ich ihn.

* * *

Das war heute mein letzter freier Tag. Morgen trete ich meine Stellung bei Markus & Bernstein an. Ich habe fast den ganzen Tag bei Edgar zugebracht. Wegen mir schickte er einen vornehmen Herrn fort, der

ihm einen Besuch machen wollte. Er wollte den ganzen Tag mit ihm widmen. Er hat mir auf seiner Geige vorgespielt und ich wurde von seinem Spiel so ergriffen, daß ich zu weinen begann. Da schloß er mich in seine Arme und küßte mich. Das hat er zum ersten Mal getan, seit ich ihn kenne. Es schien ihm nachher auch leid zu tun, daß er sich so hatte fortreißen lassen. Es kam mir vor, als wäre er über sich selbst verstimmt und erst, als einige Zeit verstrichen war, fand er den alten, lieben Ton wieder, den ich an ihm gewohnt bin zu hören.

Meine Stellung bei Markus & Bernstein hatte von vornherein nicht seinen Beifall gefunden. Er hatte bei der Nachricht bedenklich den Kopf geschüttelt und mich gebeten, diese Stellung nicht anzutreten. Einen Grund für seine Bedenken wollte er mir nicht angeben, aber er meinte, meine Mutter müsse über das Geschäft schlecht informiert sein. Er hat dann, ohne mein Wissen, einen Brief an meine Mutter geschrieben, über dessen Inhalt ich nie etwas erfahren konnte. Ich weiß aber, daß meine Mutter ihm geantwortet hat, sie ließe sich in ihre Angelegenheiten nicht hineinreden.

Heute warnte er mich vor allerlei Gefahren, die mir bevorständen, und machte mich mit seinen Warnungen umso ängstlicher, als er sich nur undeutlich ausdrückte, so daß ich nicht recht verstand, vor was für Gefahren er mich eigentlich warnen wollte.

Ich werde auf der Gut sein, aber ich weiß nicht, vor was.

Er erzählte mir auch, was er bisher noch gar nicht getan hatte, einiges über seine Familienverhältnisse. Seine Mutter ist schon früh gestorben, und sein Vater hat ihm wenig Verständnis entgegengebracht. Er meinte, daß, wenn sein Gang zur Musik von seinem Vater mehr gewürdigt worden wäre und derselbe ihm den Besuch eines Konservatoriums ermöglicht hätte, er es zu etwas wirklich Gutem hätte bringen können. So müsse er sich mit einer mühsam errungenen Mittelmäßigkeit begnügen. Er hat für sein erspartes Geld bei kleinen Musikern Unterricht genommen, die ihm beim besten Willen nicht viel beibringen konnten.

Er leidet durchaus nicht an Überhebung. Er hat mir vollkommen ausgerebet, daß er ein wirklicher Künstler sei. Wäre er das, so meinte er, dann würde er nicht im Café Lenz spielen.

Er hat noch drei Geschwister, zwei Schwestern und einen Bruder. Die Schwestern sind beide verheiratet und der Bruder ist nach Amerika ausgewandert. Er sieht weder mit seinem noch lebenden Vater, noch auch mit seinen Geschwistern in irgend welcher Verbindung. Sie sind ihm so gleichgültig, als wären es ganz fremde Menschen.

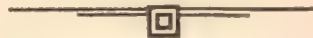
Kurt würde das nicht verstehen können, aber ich verstehe ihn.

Ich habe ihn bis zum Café Lenz begleitet und ihm versprochen, ihn am nächsten Sonntag Nachmittag wieder zu besuchen. Es wird dies mein letzter Besuch bei ihm sein, denn wenige Tage später muß er von hier fort.

Mir ist, als ob mir das Herz brechen müßte. Ich kann den Gedanken nicht fassen, daß ich ihn nur einmal noch sehen soll, und dann nie wieder.



Meine Lehrjahre.





Es ist zehn Uhr abends. Vor einer Stunde habe ich zum ersten Mal die Jalousien vor den Schaufenstern der Firma Markus & Bernstein herabgelassen, die ich am heutigen Morgen kurz nach sieben Uhr zum ersten Mal hoch gewunden hatte.

Als heute Morgen Herr Markus in das Geschäft kam, gab er mir die Hand und sagte, er hoffe, aus mir ein nützliches Glied in der Kette der menschlichen Gesellschaft zu machen. Gleichzeitig sagte er mir, daß ich mich daran halten müsse, die dreißig Mark Gehalt zu verdienen. Er liebe es nicht, sein Geld für Faulenzer zum Fenster hinaus zu werfen.

Heute habe ich mir seine Zufriedenheit sicher noch nicht zu erwerben vermocht, obwohl ich mir wirklich redlich Mühe gegeben hatte. Aber das Schelten und Zurechtweisen hörte den ganzen Tag über nicht auf und die Verkäufer und selbst die Kassiererin, unterstützten ihn dabei.

Mein Gott, ich habe mir die Tätigkeit in so einem Geschäft viel einfacher vorgestellt. Ob ich mich je in alles

hineinfinden werde? Ach, es fällt mir schwer, ein nützliches Mitglied der Firma Markus & Bernstein zu werden, wie soll ich jemals ein solches der ganzen menschlichen Gesellschaft werden!

Wir haben nur Damenkundschaft, und in den Nachmittags- und Abendstunden kamen viele Käuferinnen. Manche waren sehr elegant gekleidet und rochen nach starken Parfums, die ich sehr gern rieche. Ich wurde viel von ihnen angeglockt und Herr Markus schien einen besonderen Gefallen daran zu finden, mich gerade in ihrer Gegenwart zu treffen.

Jedes Dienstmädchen wird gnädiges Fräulein genannt und sonst alles gnädige Frau. Ich muß Stühle herbeiholen und die Türen aufmachen, aufräumen und abputzen. Pakete forttragen muß ich auch. Das ist mir am wenigsten angenehm wegen meiner früheren Klassenkameraden und der Tanzstundendamen. Mittags habe ich eine Stunde Pause. Ich ging nach Hause um zu essen. Da aber schon ein Uhr vorbei war, so bekam ich nur noch kalte Überreste. Paul grinste mich an und nannte mich „Stift,“ und für meine Mutter existiert der „Ellenreiter“ überhaupt nicht mehr.

Sehr erfreuliche Zustände. Bei dem Gedanken, daß das so drei Jahre fortgehen soll, ergreift mich der Wunsch, dem elenden Leben vorher ein Ende zu machen.

*

*

*

Heute ist Kurt Rosenstock freigesprochen worden. Sein Vater wohnte der Gerichtsverhandlung bei, in der auch Edgar Töpfer und ich als Zeugen vernommen wurden.

Mein Gott, was für ein schreckliches Wort hat dieser Weinreisende zu unserem Tisch herüber gerufen. Nun begreife ich Kurt, daß er mir das Wort nicht sagen wollte. Auch vor Gericht weigerte er sich, aber ein anderer Zeuge, der es genau gehört hatte, sprach es aus. Die Worte hatten gelautet: „Seht doch, der Lauskerl hat sich seine S . . . gleich mit hierher gebracht!“

Der Mann muß mich für ein verkleidetes Mädchen gehalten haben, sonst hätte er nicht eine so widersinnige und unmögliche Beleidigung aussprechen können.

Nun, er hat schwer dafür gebüßt und ich trage ihm seine Worte nicht nach. Ich finde überhaupt, daß sie eigentlich garnicht ernst zu nehmen sind. Wieviel Kummer hätte Kurt sich und seinen Eltern erspart, wenn er sich über die albernen und gemeinen Worte nicht so aufgeregt hätte.

Kurt und ich haben uns nach der Verhandlung nur kurz und in Gegenwart des alten Herrn Rosenstock gesprochen. Ich habe ihm erzählt, daß ich Kaufmann werden soll, er will Landwirt werden. Wir haben uns versprochen zu schreiben, dann sind wir von einander geschieden. Er war sehr ergriffen, aber er versuchte sich in Anwesenheit

seines Vaters zu beherrschen. Dieser hat ihn gleich mit dem nächsten Zug mit sich in die Heimat genommen.

Ich hatte auch Gelegenheit, mit Edgar ein paar Worte zu wechseln. Er erwartet mich am Sonntag Nachmittag um drei Uhr. Abends spielt er zum letzten Mal im Café Lenz, am Montag morgen reist auch er ab. Der Abschied von ihm wird mir sehr, sehr schwer fallen. Wie gern würde ich hier alles hinter mich werfen und mit ihm in die weite Welt hinaus eilen. Am Sonntag werde ich ihn noch einmal ansehen, mich nicht allein zurückzulassen. Ich meine, wenn er mich wirklich lieb hat, muß er meine Bitte erfüllen und mich mit von hier fortnehmen. Er weiß ja doch, wie ich hier leide und er tut doch immer so, als ob er fürchtete, daß mir noch Schlimmeres bevorstehe. Da muß er doch selbst wünschen, daß ich von hier fort komme.

* * *

Also er will nicht. Er bleibt dabei, daß es für ihn ein Ding der Unmöglichkeit sei, mich mitzunehmen. Erstens sei ich noch nicht volljährig, und dann würde er auch noch in anderer Beziehung den Schein auf sich laden, die Begehung einer strafbaren Handlung zu beabsichtigen. Er meinte sogar, es wäre überhaupt nicht gut, daß wir uns so nahe getreten wären.

Das hat mich sehr geschmerzt. Er war ja sonst sehr

lieb zu mir, aber ich hatte mir doch die letzten Stunden unseres Zusammenseins ganz anders gedacht.

Er weigerte sich, mir noch einmal eines seiner melancholischen Lieder auf der Geige vorzuspielen. Er spielte einen lustigen Walzer und suchte meine traurige Stimmung durch allerlei Scherze zu verschicken. Um fünf Uhr bat er mich, zu gehen.

Ich wollte ihn beim Abschied küssen, aber er wehrte mich ab und sagte, das Küssen wäre unter Männern nicht Sitte. Da ich nicht an den Bahnhof kommen kann, um ihm morgen dort noch einmal Lebewohl zu sagen, so tat es mir sehr weh, daß er mich nicht länger bei sich behielt.

Ich sagte ihm das auch, aber er ließ sich nicht zu weiteren Zugeständnissen erweichen.

Auf der Treppe begegnete ich dem Herrn, den er neulich wegen mir abgewiesen hatte. Er ging zu ihm hinein. Diesmal also habe ich dem Anderen weichen müssen. Warum hat er mich so von sich gestoßen? Ich schelte mich, daß ich mich um ihn gräme, aber ich kann nun mal nicht anders. Ich liebe ihn ja so sehr.

* * *

Ich habe die ganze Nacht hindurch geweint. Nun muß ich in das Geschäft. Während ich die Jalousien hochziehe, fährt er vom Bahnhof ab.

* * *

Wierzehn Tage sind vergangen, von Kurt habe ich schon zwei Briefe, von Edgar aber noch keine Nachricht. Ich habe mich im Café Lenz und in seiner alten Wohnung nach seiner neuen Adresse erkundigt, aber man konnte sie mir nicht angeben. Er soll nach Berlin gereist sein. Weiter konnte ich nichts erfahren.

Kurt schilderte mir in lebhaften Farben die Freude seiner guten Mutter, als sie ihren Sohn nach langer Trennung und Wochen langer Sorge endlich wieder in die Arme schließen konnte. Er hat auch gleich gefragt, ob er mich zu sich einladen dürfe, und seine Eltern haben ihm das gern erlaubt. Aber ich kann ja nicht hier fort. Herr Markus hat meine Bitte, mir doch im Sommer einige Tage Urlaub zu bewilligen, zundweg abgeschlagen.

*

*

*

Nun ist Edgar schon Monate lang von hier weg und ich habe noch nicht eine Zeile von ihm erhalten. Es ist furchtbar, so nichtachtend bei Seite geworfen zu werden. Ich bin mir doch keiner Schuld bewußt. Wie kann nur ein Mensch denjenigen, von dem er mit dem ganzen, vollen Herzen geliebt wird, so schlecht behandeln.

Was hab' ich ihm denn getan, daß er so zu mir ist?

Er hat mich doch zuerst angerebet. Er hat mich doch zu sich eingeladen. Er ist doch so lieb zu mir gewesen, damit ich ihn wieder lieb haben sollte. Er hat

mir doch auf seiner Geige vorgesungen, damit ich ihn anbeten soll. Ach, ich war ja so glücklich, wenn ich ihn nur sah, wenn ich ihn nur sprechen hörte, und wenn er spielte, fühlte ich mich im Himmel. Er hat mir doch auch stets gesagt, daß ihm meine Besuche angenehm wären und er sagte mir doch auch, daß er mich gern um sich hätte.

Und nachdem er mich so ganz bezaubert hatte, nachdem meine ganzen Gedanken nur ihm gehörten — dieser kühle Abschied und dies Schweigen, das mich zur Verzweiflung bringt.

Er hat mir immer gesagt, ich solle mich in acht nehmen. Vor allen möglichen Menschen hat er mich gewarnt, nur nicht vor sich selbst. Und doch hat gerade er mir so wehe getan, wie noch kein anderer.

Was macht mir die Lieblosigkeit meiner Mutter aus! Ich bin an sie gewöhnt, wie an die Püffe, die ich von Paul erhalte. Sie können mir auch nicht annähernd so große Schmerzen bereiten, wie diejenigen, die mir Edgar zugefügt hat.

Eine Zeile nur, ein flüchtiger Gruß von ihm, hätten mich glücklich gemacht. Aber er denkt nicht mehr an mich, er will nicht mehr an mich denken.

Am Tage unseres Abschieds tat er da nicht gerade so, als ob ihm meine Freundschaft lästig wäre, als ob sie ihn mit der Polizei in Konflikt bringen könnte. Er sagte, wenn ich ihn begleitete, würde man glauben, er

wäre im Begriffe, sich einer strafbaren Handlung schuldig zu machen!

Wie oft sind mir diese Worte noch durch den Kopf gegangen. Ich ärgere mich, daß ich nicht in ihn gedrungen bin, mir zu erklären, was er damit hat sagen wollen.

Lieber Gott, es ist doch kein Verbrechen mein Freund zu sein, oder von mir geliebt zu werden.

Aber fast scheint es so.

Ich habe ja niemand, der mit mir verkehren möchte, freilich kenne auch ich niemand, mit dem ich Lust hätte, Freundschaft zu schließen.

* *

Heute, als ich zu einer Kundin eine Robe getragen hatte, und mich auf dem Rückweg nach dem Geschäft befand, begegnete mir der Herr, der öfter zu Edgar kam und der auch an jenem letzten Sonntag zu ihm gegangen ist.

Ich erkannte ihn sofort wieder. Zuerst ging ich zögernd eine Weile hinter ihm her, dann faßte ich Mut und rebete ihn an. Ich fragte ihn, ob ihm die Adresse Edgar Töpfers bekannt sei. Er war sehr erstaunt über meine Anrede und meine Frage verwirrte ihn. Er tat zuerst, als könne er sich überhaupt nicht auf eine Bekanntschaft mit Edgar besinnen. Als ich ihm aber dessen

hiesige Wohnung genannt hatte und ihm sagte, daß ich ihm auf der Treppe begegnet sei und beobachtet hätte, daß er Edgars Zimmer betrat, da kehrte ihm die Erinnerung wieder. Er musterte mich sehr genau. Er fragte mich nach meinem Namen, und wo ich in Stellung wäre und auch, wie ich die Bekanntschaft Edgars gemacht habe. Ich beantwortete ihm seine Fragen wahrheitsgemäß, und sagte ihm auch, daß mir Edgars Schweigen großen Kummer verursache.

Der Herr war mit mir in eine stille Nebenstraße eingebogen. Er scheint eine bekannte Persönlichkeit zu sein, denn in der Hauptstraße, in der ich ihn begegnete, wurde er mehrfach von Vorübergehenden gegrüßt.

Nachdem er mich tüchtig ausgefragt hatte, erklärte er mir zu meinem Erstaunen, daß ihm die Adresse des Herrn Töpfer ebenfalls unbekannt sei, daß er aber glaube, sie mir beschaffen zu können, wenn mir so sehr an derselben gelegen wäre. Als ich ihm versicherte, daß ich ihm für die Beschaffung der Adresse sehr dankbar sein würde, verabredete er mit mir ein Zusammentreffen am Sonntag Nachmittag in einer kleinen Konditorei in der Fröbelgasse, die ich wohl kenne, aber von der ich glaubte, sie würde von so feinen Herren, wie er einer ist, gar nicht besucht. Dort will er mir die Adresse sagen.

Nun quält mich fortwährend der Gedanke, ob mir Edgar wohl antworten wird, wenn ich an ihn schreibe.

Ich, er wird schon. Ich werde ihm so liebevoll schreiben, kein böses Wort soll er hören. Ich will ihm schreiben, daß ich ihm sein Schweigen verzeihen habe. Ich werde ihm aber auch schreiben, daß ich vor Sehnsucht nach ihm zu Grunde gehe und daß ich mich töte, wenn er mir nicht antwortet.

* * *

Jemand einer der Verkäufer im Geschäft muß erfahren haben, daß ich früher in den unteren Klassen des Gymnasiums oft mit dem Spottnamen „Puppe“ gehänselt worden bin. Jetzt nennen sie mich im Geschäft auch so. Na, meinetwegen, es ist ja nicht böse gemeint. Nachdem ich meine Funktionen in der Firma Markus & Bernstein nunmehr zur Zufriedenheit des Herrn Markus ausführe, ist dieser bedeutend freundlicher zu mir. Er benutzt mich jetzt häufig als Probier-Mamsell. Will eine Kundin einen Umhang oder einen Mantel kaufen, so wird mir derselbe umgehängt, damit die Kundin ihn besser bewundern kann. Ich muß dann in zierlichen Schritten vor dem Spiegel auf und ab promenieren. Das gibt jedesmal Gelegenheit zum Lachen, wodurch die Kundinnen kaufslustig gestimmt werden. Diese Idee des Herrn Markus ist für ihn nicht unrentabel. Mir ist sie insofern angenehm, als ich nun nicht mehr so häufig Pakete fortzutragen brauche, da ich im Geschäft anfangs unentbehr-

lich zu sein. Also, ich bin auf dem Wege ein nützliches Mitglied der Firma Markus & Bernstein zu werden. Ich freue mich, daß ich nun nicht mehr die Vorwürfe des Herrn Markus zu hören brauche, der immer fürchtete, seine dreißig Mark für mich zum Fenster hinauszuerwerfen.

Von Kurt habe ich wieder einen Brief erhalten. Er hat seine neue Tätigkeit als Eleve auf einem größeren Gut bereits angetreten. Darüber, daß Herr Markus mir den Urlaub verweigert hat, ist er wütend. Er schreibt mir, daß in der Firma Markus & Bernstein nur die Straßenmädchen ihre Einkäufe zu machen pflegen, und auch über Herrn Markus selbst schreibt er nicht gerade wohlwollend.

Ich hatte garnicht gedacht, daß er während seiner Anwesenheit auf dem hiesigen Gymnasium, sich auch über die Damentonfektionsgeschäfte informiert habe.

Aber er hat recht. Ich weiß jetzt längst, welcher Art unsere feingekleidete Damentundschaft ist. Kaum ist so eine aus dem Laden, so machen die Verkäufer ihre Glossen über sie. Pfui Teufel, wie gemein!

Zuerst, wenn sie so einer etwas verkaufen wollen, dann tun sie, als ob sie in Bewunderung und Ehrfurcht ganz zerfließen möchten, und haben sie ihr irgend etwas angeschmiert, dann ziehen sie nach ihrem Fortgang über sie los.

Viele von den Verkäufern haben auch Liebshäften in den Kreisen unserer Kundinnen. Ach, ist das überhaupt hier ein Schmutz.

Ich freue mich sehr auf den nächsten Sonntag. Dann werde ich Edgars Adresse erfahren, und damit wird mir auch die Möglichkeit gegeben sein, mich wieder mit ihm in Verbindung zu setzen. Dann werde ich mir auch nicht mehr so allein und verlassen vorkommen.

* * *

Ich habe mich ausgeweint, und das hat mir Erleichterung verschafft. Ist denn so eine Schlechtigkeit möglich! Der Herr sah doch so vornehm aus und er muß doch auch eine gute Stellung einnehmen. Und doch ist er ein sehr niedriger Charakter. Ich kann garnicht begreifen, daß Edgar ihn um sich geduldet hat.

Er erwartete mich in dem Hinterstübchen der Konditorei, wo er mit mir Portwein trank und mich mit allerlei Naschwerk fütterte. Ich war sehr erstaunt, als er mir mittheilte, daß es ihm garnicht einfiele, mir Edgars Adresse zu nennen, daß ich vielmehr ihn jetzt so lieb haben sollte, wie ich Edgar lieb gehabt hätte.

Wie er dabei lachte und die gelben Zähne fleischte!

Er erschien mir furchtbar widerwärtig und flößte mir auch eine gewisse Angst ein.

Ich wollte fort. Aber er hielt mich zurück. Ich sträubte und wehrte mich. Das brachte ihn in eine merkwürdige Ekstase. Er versuchte mich an sich zu pressen und mich zu küssen.

Erst als ich ihm drohte, laut um Hilfe zu rufen, ließ er mich los und sank auf das Sofa zurück. Er schloß die Augen und schien für einen Augenblick ganz geistesabwesend zu sein. Ich griff schnell nach meinem Überzieher und wollte gehen. Da verstellte er mir noch einmal den Weg. Er wollte mir einen Hundertmarkschein aufdrängen, dessen Annahme ich aber verweigerte. Dabei flehte er mich mit weinerlicher, zitternder Stimme an, ich möchte mich doch am nächsten Sonntag wieder mit ihm in der Konditorei treffen. Nur um ihn los zu werden, sagte ich ja. Dann eilte ich hinaus. Der Genuß des schweren Weines hatte meine Sinne etwas umnebelt, aber dieser leichte Rausch verflog schnell in der freien Luft, und machte einer tiefen Traurigkeit Platz.

Also nur um mich in die Konditorei zu locken hatte mir der Herr vorgelogen, er wolle mir die Adresse Edgars beschaffen. In Wirklichkeit war er dazu weder imstande, noch war es überhaupt sein Wille gewesen, mich wieder mit Edgar in Beziehung zu bringen. Ohne

Zweifel ist der Herr also ein Lügner. Dann aber ist sein Benehmen mir gegenüber auch ein sehr gemeines gewesen.

Aus den Erzählungen der Primaner auf der „Deutonen-Kneipe“ und auch aus den Prahlereien der Verkäufer der Firma Markus & Bernstein habe ich satzfam gehört, daß es unter gewissenlosen Verführern Gebrauch ist, junge Mädchen in solche Konditoreien zu locken und ihnen dort, nachdem man sie mit Wein halb berauscht hat, Anträge ähnlicher Art zu stellen, wie sie mir von dem Herrn gestellt worden waren.

Ich weiß nicht, wie ich mir das zusammenreimen soll. Soviel aber weiß ich, daß das Ansinnen, das der Herr an mich stellte und dies Anbieten von Geld für mich eine schwere Beleidigung ist.

O, der Herr kann sich freuen, daß jetzt Kurt Rosenstock nicht mehr hier ist. Der würde böß mit ihm umspringen. Wir haben ja manchmal auf dem Gymnasium von unnatürlicher Liebe gesprochen, wie sie im alten Rom zur Zeit des Verfalls üblich gewesen sein soll. Aber das erschien mir immer nur wie etwas Unbestätigtes, Sagenhaftes. Daß es so etwas in Wirklichkeit gibt und noch dazu bei uns, das hätte ich nie geglaubt.

Und in welcher häßlicher Weise sich der Herr ausdrückte.

Der Ekel stieg mir bis zum Halse hinauf, wenn ich ihn ansah und ihn so gemeine Reden führen hörte.

Ach, liebe Brigitte, wenn dein Brief an mich unter den Versuchungen, die an mich herantreten würden, auch solche gemeint haben sollte, habe keine Angst, ihnen gegenüber empfinde ich nur einen unsagbaren Abscheu.

* * *

Wie fatal! Als ich heute Morgen meinen Überzieher anzog, um in das Geschäft zu gehen, fand ich in der Tasche den Hundertmarkschein, den mir der Herr gestern aufdrängen wollte. Ich kenne seinen Namen und seine Wohnung nicht, sonst würde ich ihm das Papier noch heute wieder zugestellt haben. So werde ich doch vielleicht am nächsten Sonntag noch einmal in die Konditorei gehen müssen, um ihm den Schein zurückzugeben. Ich mag das Papier nicht behalten, es brennt mir in den Fingern.

* * *

Ich habe heute an Kurt einen langen Brief geschrieben. Ich habe ihm mein Abenteuer mit jenem Herrn erzählt und habe ihm auch geschrieben, daß ich weiß, woran ich mit der Firma Markus & Bernstein bin. Ach, es ist doch ein Glück, wenn man noch einen treuen Menschen besitzt, dem man sein Herz ausschütten kann. Er, in seinem wild auflobernden Zorn, wird noch ent-

rüsteter über die Zumutungen sein, die mir der Herr in der Konditorei gestellt hat, als ich selbst. Ich freue mich darauf, ihn in seiner urkräftigen Art auf den Glenden schimpfen zu hören. Das wird mir eine Genugtuung sein.

* * *

Ich habe heute zwei Stunden lang vergebens in der Konditorei auf den Herrn gewartet. Man kannte auch dort seinen Namen nicht, obwohl er öfter in der Konditorei zu verkehren pflegt. Ich bat die Besitzerin, wenn er wiederkäme, dem Herrn mitzuteilen, daß ich ihm etwas abzugeben habe. Er möge mich daher wissen lassen, wo dies geschehen könne. Dann bin ich fortgegangen. Es war mir unangenehm, die zudringlich freundlichen Gesichter der Verkäuferinnen auf mich gerichtet zu sehen. Ich schien mir in die Rolle einer jener Käuferinnen bei Markus & Bernstein gebrängt, denen man in das Gesicht lebenswürdig ist, über die man aber nachher lacht und spottet.

Von Kurt habe ich eine Antwort noch nicht erhalten. Es war sonst nicht seine Art, mich so lange auf einen Brief warten zu lassen. Aber er wird jetzt wohl viel auf dem Gut zu tun haben, und abends sehr müde sein.

Die Geldsorgen spielen einmal wieder bei uns zu Hause eine große Rolle. Meine Mutter klagt, daß sie nicht mehr in der Lage sei, sich anständig und modern

zu kleiden. Und Paul, der sich einbildet Offizier werden zu können, regt sich darüber auf, daß nicht genug Geld da sei, um ihm den monatlichen Zuschuß zu garantieren. Na, einstellten soll er erst einmal sehen, daß er sein Einjähriges bekommt. Mir scheint es, als ob es mit seiner Versetzung nach Ober-Sekunda schlecht aussieht. Er ist, obwohl er nun schon im zweiten Jahr die Unter-Sekunda besucht, doch einer der Letzten. Und wenn ich ihm bei seinen Arbeiten helfe, dann merke ich, wie weit er noch zurück ist. Im nächsten Jahr muß er schon zum ersten Mal zur Musterung.

* * *

Kurt hat geschrieben.

Na ja, ich dachte es mir ja, daß er so loslegen würde. Am liebsten möchte er dem Kerl alle Knochen im Leibe kaputt brechen. Dann macht er aber mir auch Vorwürfe. Ich soll mir das Haar kurz schneiden lassen, ich soll mal ein Bartwuchsmittel benutzen und soll in meiner Kleidung und meinem Auftreten mich anderen jungen Männern mehr anpassen. Er mag mir mit solchen Ratschlägen fortbleiben. Früher fand er mich doch nett und hübsch, so wie ich war, mit meinem langen, blonden Haar, meinem Bachstelzengang, wie er sagte, meinen Ringen an den Fingern und meinen schmalen, feinen Lackschuhen. Jetzt rät er mir, ich solle alles „Weibische“

ablegen. Er nennt also meine Eigenart weibisch. Wirklich, er versteht es, sich bequem mit dem Charakter eines Menschen abzufinden, der sich, trotz aller äußeren Einflüsse, selbst treu geblieben ist.

Nein, mein lieber Kurt, du bist zwischen deinen Tagelöhnern, deinen Ochsen und Pferden doch etwas verbauert. Ich aber bleibe, der ich bin, äußerlich und innerlich.

Gewiß, ich weiß, daß die Leute auf der Straße stehen bleiben und mir nachsehen, ich weiß, daß ich für Herrn Markus eine lebende Reklame bilde, aber das kümmert mich nicht. Mögen sie alle erkennen, daß ich kein Herdentier bin. Ich habe meine Absonderlichkeiten. Warum soll ich sie nicht haben?

Durch große Schmerzen werden Männer geläutert. Einen solchen Läuterungsprozeß habe ich jetzt mit durchgemacht. Die Enttäuschung, die mir Edgar bereitet hat, wird mich davor bewahren, noch einmal mein Herz jemandem so ganz zu erschließen, wie ich dies Edgar gegenüber getan habe. Ich bin jetzt schon fast siebzehn Jahre alt, da muß ich doch selbst wissen, was ich zu tun habe. Kurt versteht mich nicht, sonst hätte er mir das nicht geschrieben.

* * *

Heute sehe ich zum ersten Mal eine kleine Arbeit von mir, gedruckt vor mir liegen. Die Skizze brachte mir zwanzig Mark ein und einen Brief des Redakteurs, in

welchem er mich zu weiteren Beiträgen ermuntert. Ich war schon immer auf dem Gymnasium wegen meiner deutschen Aufsätze gelobt worden. Nun, das war Theorie, jetzt hat sich mein Stil auch in der Praxis bewährt.

Ach, ich meine, ich könnte noch viel besseres leisten. Sollte ich vielleicht noch einmal ein großer, berühmter Dichter werden, dessen Bild die Zeitungen bringen und dessen Ruhm nach seinem Tode weiter lebt?

* * *

Ich habe sofort angefangen einen großen Roman zu schreiben. Der Entwurf ist bereits fertig. Ich arbeite mit fieberhaftem Eifer daran. Ich habe ja jetzt an den Sonntagen genügend Zeit. Kurt scheint durch meinen letzten Brief etwas verschnupft zu sein, er hat mir noch nicht geantwortet. Was wird Edgar sagen, wenn er meinen Namen als den eines berühmten Schriftstellers in den Zeitungen liest?

Dann wird er wiederkommen, um sich in meinem Ruhm zu sonnen. Es ist doch ganz etwas anderes so ein zweiter Göthe, als ein armseltiger Geigenpieler zu sein.

Gut, er kann dann mein Sekretär werden.

* * *

Was doch eine solche Arbeit einem für ein Vergnügen macht. Ich habe mein Tagebuch in den letzten Monaten ganz vernachlässigt, weil ich an meinem Roman

arbeite. Er soll im Sturmwind meinen Ruhm durch alle Lande tragen.

Ich habe dem Redakteur von meinem Vorsatz geschrieben, und er hat mir abgeraten mich gleich an eine so große Arbeit zu machen. Ach, der gute Mann weiß ja nicht, was in mir steckt, was ich zu leisten vermag.

Er wird verblüfft sein, wenn er liest, was ich jetzt schaffe.

Sehr viele Zweifel sind bei mir freilich darüber entstanden, wem ich meinen Roman einsende.

Ein Gefühl der Dankbarkeit rät mir, dem Redakteur, der meine erste Arbeit gebracht hat, und der mir durch seinen Brief den Mut zu meiner zweiten Arbeit einflößte, diesen Roman zu überlassen, mit dem er gewiß für seine Zeitung einen Riesenerfolg haben wird, dagegen rät mir meine Klugheit, den Roman einem großen Berliner Verlag zu übergeben, denn der wird mich sicher besser bezahlen und dann auch für eine schnellere Verbreitung des Werkes Sorge tragen.

Es ist schlimm, wenn man niemand hat, mit dem man so ernste Fragen besprechen kann. Kurt hat gar kein Verständnis mehr für mich. Seine Antwort auf meinen letzten Brief bestand in öden Altereien. Schade um ihn. Der Aufenthalt auf dem Lande hat seinem Verstand übel mitgespielt.

*

*

*

Seit Wochen laufe ich herum und zerbreche mir den Kopf, wie ich den Schluß meines Romans gestalten soll.

Ach, es ist ein böses Arbeiten, wenn man sich die Stunden dafür geradezu stehlen muß! Nun, das wird alles anderes werden, sobald nur erst mein Roman mir den Weg zu Ruhm und Reichtum geebnet hat.

Dann werde ich mir ein Heim einrichten ganz nach meinem Geschmack. Märchenhaft schön. Ich male mir jetzt schon aus, wie das einmal werden soll. Ich mache mir Skizzen, wie ich die Zimmer einrichten werde, und wie das Haus gebaut werden soll. Alles muß originell sein. Es muß eine eigene Auffassung, ein eigener Geschmack aus allem sprechen, was ich in meiner Umgebung bulbe.

Viel Vergnügen macht es mir, mir auszudenken, was Herr Markus und seine Leute dazu sagen werden, wenn schon in kurzem die Spazier von den Dächern meinen Ruhm verkünden. Ich kann mir denken, wie sie ihren Kundinnen von mir erzählen werden. Gern würde Herr Markus sicherlich noch nachträglich auf jedes verkaufte Stück, das einmal auf meinen Schultern ruhte, einen Preisausschlag erheben, denn was hat ein solcher Mantel für einen Wert, wenn man von ihm sagen kann, den hat einst der berühmte Dichter getragen, als er noch ein armer Handlungsgehilfe in einem Damengarderoben-

geschäft war. Ich bin überzeugt, Herr Markus wird als guter Geschäftsmann von allen Kleidungsstücken, die er auf Lager hat, behaupten, sie seien von mir einmal anprobirt worden und er wird sie zu Bleibhaberpreisen an die vornehmsten Damen absetzen. Nun, ich gönne ihm das Geschäft.

* * *

Ich habe schon zweimal den Schluß meines Romans geändert. Die Arbeit muß tadellos werden. Ich bin ein strenger Kritiker gegen mich selbst.

Der Redakteur fragte bei mir an, ob ich nicht für seine Weihnachtsnummer eine kleine Novellette schreiben möchte. Ich weiß schon, was er meint, so eine kleine, rührsame Geschichte, in der sich zwei unter dem Weihnachtsbaum verloben. Der Herr sollte mir solche Ubernheiten nicht zumuten. Ich halte mich nicht mit solchen Faren auf. Zielbewußt steuere ich dem Land des Ruhmes und des Glanzes entgegen.

Ich werde meinen Roman, sobald er fertig ist, einem großen Berliner Verleger einsenden. Ein gesunder Egoismus ist notwendig, um in dieser Welt etwas zu erreichen.

* * *

Ich werde meinem Roman den Titel geben: „Neues Menschentum.“ Stellt doch der Roman die Schöpfungsgeschichte eines ganz neuen Menschengeschlechts dar. Die

von mir geschilderten Menschen sind, wie sie sein sollen: Stark, gut, wahr und edel. Sie sind befreit von den Schläden, die uns noch anhaften.

Ich meine, es müßte sich jeder Leser für diese neuen Menschen begeistern, und mancher wird vielleicht bestrebt sein, sich nach den gegebenen Vorbildern zu vervollkommen. So erfülle ich auch gleichzeitig eine hohe Mission, und man wird mich später zu den Menschen zählen müssen, die das Zeitalter, in dem sie lebten, ein gut Stück vorwärts gebracht haben.

Von Brigitte bekam ich einen Brief aus A., in welchem sie mir mitteilt, daß sie sehr krank gewesen ist, und daß sie sich nun außer Stellung befindet. Ich habe ihr den Hundertmarkschein gesandt, den mir seiner Zeit der Herr in der Konditorei in die Tasche meines Mantels gesteckt hat. So bin ich endlich von dem unangenehmen Besitz dieses Geldes befreit, und gleichzeitig konnte ich mit ihm ein gutes Werk tun.

Von den Einnahmen aus meinem Roman werde ich Brigitte eine Altersrente aussetzen.

* * *

Nun weiß ich, was ich zu tun habe. Bis zum Ersten halte ich noch aus, das sind noch acht Tage, dann hält mich nichts mehr hier zurück.

Mir ist etwas passiert, das ich nicht zu fassen, nicht

zu begreifen vermag. Ich kann nicht anders, aber ich muß sagen, daß mir das, was meine Mutter getan hat, noch tausendmal verächtlicher erscheint, als das Vergehen des Herrn Markus.

Ach, wenn ich doch gleich fortkönnte! Wenn ich doch nicht eine Stunde, nicht eine Minute länger mit diesen Menschen zusammenbleiben müßte. Aber um fortzukommen, muß ich Geld haben, und das bekomme ich erst in acht Tagen. Also vorläufig heißt es noch, aushalten. Ich darf mir noch nicht einmal den Ekel anmerken lassen, der mich fort von hier treibt, sonst würde man leicht Mittel und Wege finden, meine Flucht zu vereiteln.

Wie viel meine Mutter aus Herrn Markus herausgepreßt hat, weiß ich nicht, aber es müssen doch einige tausend Mark sein. Ich selbst bekomme künftighin monatlich 50 Mark, weil ich mich im Geschäft so „tüchtig“ zeige. Damit will man mir den Mund stopfen. Ich soll, wie bisher, an meine Mutter dreißig Mark monatlich abliefern, und zwanzig Mark soll ich für mich behalten dürfen.

Mit dem Geld, das aus den schmutzigen Fingern des Herrn Markus stammt, will meine Mutter in den Unterstod unseres Hauses große Schaufenster brechen lassen. Es sollen da ein paar Läden eingerichtet werden, die bei der guten Lage des Hauses, wohl eine hohe Miete bringen.

Wie praktisch und geschäftsklug doch meine Mutter plötzlich geworden ist.

Den Umstand, daß mein edler Chef mich vorgestern Abend nach Geschäftsschluß in seinem Privatkontor mit ähnlichen Anträgen belästigte, wie damals der Herr in der Konditorei, hat meine Mutter prächtig auszunutzen verstanden. Ich hatte gedacht, als ich ihr weinend und ganz verzweifelt die widerliche Szene schilderte, sie würde voller Entrüstung sofort mein Lehrverhältnis lösen und mich davor bewahren, je wieder in die Nähe des Herrn Markus zu kommen.

Sie aber griff die Sache von einer ganz anderen Seite auf. Mir befahl sie, über den Vorfall kein Wort verlauten zu lassen, und gestern morgen ging sie in das Geschäft, während ich zu Hause bleiben mußte.

Nach mehreren Stunden kehrte sie als Siegerin zurück. Sie hat sich ein Schweigegeld erpreßt und mir ein höheres Gehalt erwirkt.

Ich bleibe im Geschäft — das ist meine Mutter.

Herr Markus hielt sich heute meistens in seinem Kontor auf, er ließ sich in den Verkaufsräumen wenig blicken. Aber die Verkäufer müssen doch irgend etwas bemerkt haben. Es hatte sich zwischen ihnen und mir im Laufe der Zeit ein ganz freundschaftliches Verhältnis herausgebildet, heute waren sie aber merkwürdig zurückhaltend und lachten und tuschelten unter sich, ohne mich wissen zu lassen, warum. Der Herr Moritz meinte nach Geschäftsschluß, ob wir nicht einmal heute Abend ein

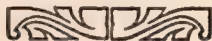
bischen zusammen hummeln wollten, wir könnten doch das gute Geschäft vom Tag vorher bei einer Flasche Wein feiern. Ich sagte ihm, daß mir von einem guten Geschäft nichts bekannt sei und wandte ihm den Rücken. Er lachte laut und lief zu den anderen hinüber, jedenfalls um diesen meine Antwort mitzuteilen.

Der Gedanke, noch acht Tage aushalten zu müssen, ist mir schrecklich. Jetzt heißt es aber die Zähne zusammenbeißen und sich nichts merken lassen.

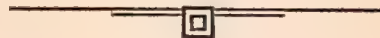
* * *

Täglich habe ich etwas Wäsche und sonst notwendige Kleidungsstücke heimlich von zu Hause mitgenommen. Ich habe das alles in die Wohnung eines früher bei uns angestellten Dienstmädchens gebracht, das jetzt mit einem Postboten verheiratet ist. Von dieser Seite habe ich keinen Verrat zu befürchten. Morgen früh bringe ich mein Tagebuch hin, und vor allem das Manuscript meines Romans. Dann ist alles dort, was ich mitnehmen will.

Morgen abend um diese Zeit sitze ich in der Eisenbahn und fahre nach Berlin, dem Glück entgegen.



In Berlin.





Wenn ich je in großer Noth und Herzensbetrübnis zu dir, mein Tagebuch, Zuflucht genommen habe, so ist das heute der Fall.

Vier Wochen des Darbens und Entbehrens liegen hinter mir und furchtbare Enttäuschungen haben mich der Verzweiflung nahe gebracht. Ich bin am Verhungern.

Von Zuhause habe ich mich völlig losgesagt. Ein Zurück dorthin gibt es für mich nicht mehr. In dem Brief, welchen ich von hier aus an meine Mutter schrieb, habe ich ihr rücksichtslos ihr ganzes Gebahren gegen mich vorgehalten und ihr den Grund angegeben, der mich von Hause fortgetrieben hat. Eine Antwort habe ich nicht erhalten, und werde ich auch nie erhalten. Aber ich habe mit meinem Brief wenigstens erreicht, daß man mich in Ruhe läßt.

Als ich in Berlin ankam, hatte ich noch etwa zwölf Mark in der Tasche. Lieber Gott, was ist das in der großen, fremden Stadt!

Aber ich war ja voller Hoffnungen.

Ich logierte mich in einem kleinen Hotel ein, nahm mir das Adreßbuch vor, und notierte mir eine Anzahl Verlagsfirmen. Dann machte ich mich mit meinem Manuskript auf die Wanderung. Einige Verleger lehnten sofort ab, andere wollten meinen Roman einer Prüfung unterziehen und mir in drei bis vier Wochen Bescheid zukommen lassen. Ich erklärte stets, daß ich mich auf eine so lange Prüfungszeit nicht einlassen könne. Schließlich fand ich einen Verleger, der mir schon nach acht Tagen seine Entschleßung mitteilen wollte. Ich ließ ihm das Manuskript dort.

Als ich nichts mehr zu helfen hatte, schrieb ich an Kurt, der mir freundlicher Weise dreißig Mark sandte.

Nach Ablauf der acht Tage, ging ich wieder zu dem Verleger und bekam mein Manuskript zurück, mit dem Bemerkten: „absolut unbrauchbar.“ Ich ging weiter.

Bei anderen ließ ich durchblicken, daß es mir durchs aus nicht auf die Höhe des Honorars ankomme.

Ich wäre mit jedem mir gebotenem Preis zufrieden gewesen.

Aber man bot mir überhaupt nichts, man wollte meinen Roman nicht einmal umsonst haben.

Schließlich sandte ich ihn an den Redakteur, der meine erste Skizze gedruckt und mir den aufmunternden Brief geschrieben hatte. Von ihm hoffte ich, daß er

meiner Eigenart ein besseres Verständnis entgegen bringen würde.

Aber ich habe mich auch in ihm getäuscht.

Ich hatte ihm den Roman für hundert Mark angeboten. Heute sandte er ihn mir zurück, mit dem Bemerkten, daß die Arbeit eine total verfehlte sei, und er bedauern müsse, mich durch seine anerkennenden Worte zu einer Überschätzung meines Talentes verleitet zu haben.

Ich weiß nun nicht mehr aus noch ein.

Wenn in mein Zimmer eine Gasleitung mündete, ich würde den Gashahn aufdrehen, und ein Ende mit mir machen. Mir graut vor dem morgigen Tage. Ich kann meine Miete nicht bezahlen.

* * *

In der Nacht, die ich von Hunger gequält, schlaflos verbracht habe, kam mir der Gedanke, den goldenen Ring, den mir Kurt einst geschenkt hatte, zu versetzen, ebenso meine Uhr. Ich habe das getan, und mir eine kräftige Mittagsmahlzeit geleistet. Daraufhin wurde mir wieder froher zu Mut. Ich schrieb nun noch einmal einen Bettelbrief an Kurt und bezahlte meinem Wirt abschläg-lich zehn Mark, womit er sich vorläufig zufrieden erklärte.

Heute Nachmittag habe ich auch in Berlin mein erstes Geld verdient. Ich sah, wie ein Radfahrer von einem Wagen der elektrischen Straßenbahn überfahren

wurde. Auf dem nächsten Postamt schrieb ich den Vorfall, mit allen Einzelheiten, auf ein Depeschenformular und brachte diese Notiz in die Redaktion eines Blattes, dem ich bereits vergebens meinen Roman angeboten hatte. Gerade auf diese Zeitung hatte ich große Hoffnungen gesetzt. Ich hatte gedacht, viele tausend Mark von ihr für meinen Roman gezahlt zu erhalten. Sie hat mir aber für meinen Roman nicht einen Heller geboten, für die kleine Notiz bezahlte sie mir eine Mark und siebenzig Pfennig. Durch solche kleinen Reporterdienste hatte ich mir schon in meiner Vaterstadt gelegentlich ein paar Groschen verdient.

* * *

Gurra, Kurt ist doch wirklich ein guter, großherziger Mensch. Wie schlecht hatte ich ihn in meinen letzten Briefen behandelt und wie bereitwillig hat er mir jetzt wieder geholfen. Er hat mir hundert Mark geschickt. Auf so viel hatte ich nicht gerechnet. Nun bin ich ja eine ganze Zeitlang vor dem Verhungern geschützt und kann mich nach einem Erwerb umsehen.

Wie elastisch ist doch mein Geist.

Ich wundere mich oft über mich selbst. Die furchtbare Enttäuschung, welche mir die Ablehnung meines Romans brachte, hat mich zwar für eine kurze Zeit nieder-

geschmettert, jetzt bin ich aber wieder ganz lebensfroh und arbeitsfreudig.

Ich will mich morgen in verschiedenen Damenkonfektionsgeschäften vorstellen. Die Branche kenne ich ja ganz gut. Vielleicht kann ich irgendwo ankommen. Ich hatte zwar gehofft für immer derartigen Geschäften entronnen zu sein, aber wenn es nun einmal nicht anders geht, dann muß es schon sein. Ich will mich nicht unterkriegen lassen.

* * *

Im wahren Sinne des Wortes habe ich mir die Stiefelsohlen durchgelaufen, aber eine Stellung habe ich nicht bekommen. Man verlangt Zeugnisse und ich habe keine. Auch habe ich bemerkt, daß ich das, was ich bei Markus & Bernstein gelernt habe, in Berlin nicht verwerten kann. Hier ist der Geschmack ein ganz anderer, den man kennen muß, wenn man verkaufen will. Der gute Wille zum Arbeiten nützt also auch nichts, der schützt einem nicht vor dem Verhungern.

* * *

Heute habe ich noch ein paar Vorstellungsbefuche gemacht. Wieder nutzlos. Aber in einem Geschäft traf ich einen Herrn Wehlborn, der sich einige Zeit mit mir

unterhielt. Er ist in dem Geschäft Dekorateur. Er hat in acht großen Schaufenstern mit künstlerischem Geschmac die Herrlichkeiten der Firma anzuordnen. Er ist die erste Person, die mir auf meinen schweren Gängen freundlich und liebenswürdig begegnete. Er meint, mir ein paar gute Ratschläge geben zu können, und wir haben uns für heute Abend zusammen verabredet. Ich kam mir in dieser Millionenstadt so furchtbar vereinsamt vor, und ich freute mich, in Herrn Wehlendorf einen Menschen gefunden zu haben, der mir nicht unsympathisch ist, und mit dem ich einmal meine Lage besprechen kann. Ich habe gerade in der letzten Nacht so innig zu Gott gebetet, daß er mir in meiner bedrängten Lage eine Hilfe schicken möchte, vielleicht hat er mein Gebet erhört.

* * *

Ich habe in den letzten Tagen gelebt, wie ein verwundetes Wild, das sich mit seinen Schmerzen in ein stilles Versteck zurückzieht, um dort zu verbluten.

Ich habe weder Essen noch Trinken gemocht und habe keinen Schlaf finden können.

Ist es denn möglich! In diesen Worten hat sich mein ganzes Denken und Empfinden konzentriert.

Was mir Herr Wehlendorf erzählt hat, das klingt

mir so unsaßbar, daß ich mich auch heute noch — drei Tage später — fragen muß: ist es denn möglich!

Also so ein Geschöpf wäre ich: nicht Mann, nicht Frau. Und dagegen gäbe es kein Mittel, keine Hilfe, keine Operation. Sein ganzes Leben lang muß man den Fluch mit sich herumtragen!

* * *

Heute bin ich zum ersten Mal wieder ausgewiesen. Ich bin ganz scheu über die Straße geschlichen. Ich habe mich vor den Blicken der Menschen gefürchtet.

Ich war beim Arzt. Ich wollte Gewißheit haben, und ich habe sie erhalten. Herr Wehlendorf hat recht gehabt. Der Arzt hat es mir bestätigt. Ich bin sogar eine hervorragend interessante Erscheinung auf diesem Gebiete.

Ich habe mich vollständig ausziehen müssen und der gelehrte Herr hat meinen ganzen Körper auf das Eingehendste untersucht, und sich eine ganze Reihe Notizen gemacht. Diese Untersuchung war mir in hohem Grade peinlich. Zum ersten Mal in meinem Leben habe ich mich so vor einem fremden Menschen entkleidet.

Der Arzt fragte mich, ob ich wohl im Interesse der Wissenschaft bereit sei, mich von ihm vor einer größeren

Anzahl Ärzte und Studenten präsentieren zu lassen. Ich lehnte dies jedoch schäudernd ab, selbst als mir der Arzt sagte, daß ich für eine solche Schaustellung meines Körpers ein gutes Honorar erhalten würde.

Über meinen Zustand suchte er mich damit zu trösten, daß ich hier in Berlin eine große Anzahl Leidensgefährten hätte. Ich war aber so fassungslos, daß ich seinem Trost wenig Gehör schenkte. Er bat mich, in den nächsten Tagen noch einmal zu ihm zu kommen. Er hat mir für die Untersuchung nichts berechnet.

* * *

Ich habe Herrn Wehlendorf wieder getroffen. Bei dieser Gelegenheit erfuhr ich, daß er verheiratet ist. Er erzählte mir, daß seinerzeit der Hausarzt seiner Eltern ihm zu einer frühzeitigen Verheiratung geraten habe. Dieser Rat wäre zwar eine Dummheit gewesen, aber seine Ehe wäre doch keine unglückliche, da seine Frau eine sehr vernünftige, ruhige Person sei. Er teilte mir mit, daß es hier in Berlin eine ganze Reihe von Lokalen gäbe, in denen hauptsächlich die Leidensgefährten von uns beiden verkehrten. Man nennt sie hier Homosexuelle oder auch Urninge. Den schrecklichen Namen hatte mir schon der Arzt genannt. Es fällt mir schwer, zu denken, daß ich mich fortan zu ihnen rechnen muß.

Muß!

Nein, ich muß nicht. Ich schreibe keinen Brief wieder wegen Geld an Kurt. Wenn meine letzten paar Mark ausgegeben sind, dann springt einer in die Spree.

* * *

Ja, ja, ja! Ich habe es getan! Nach langen Kämpfen habe ich mich dazu entschlossen, mich im Dienste der Wissenschaft vor Ärzten und Studenten ausstellen zu lassen. Dreimal ist es schon geschehen, und es ist nicht abzusehen, wie oft ich noch eine Einladung erhalten werde. Ja, ich kann ein richtiges Gewerbe daraus machen, denn jedes Semester bringt neue Studenten, und an mir können sie ihr Wissen bereichern.

Ich habe mich ehrlich dagegen gesträubt. Schon der Gedanke an diese Ausstellung meines Unglücks war mir schrecklich. Aber der Hunger! O, dieser Hunger, der bricht jeden Widerstand, gegen den gibt es kein Wehren.

Wer den noch nicht kennen gelernt hat, der kann nicht mitreden.

* * *

Wenn etwas dazu angetan ist, jedes Schamgefühl in einem Menschen zu töten, so ist es der Beruf, den ich ergriffen habe. Dies gewerbsmäßige Ausstellen bedingt, daß ich mich betasten und befühlen lassen muß, wie ein

zum Verkauf bestimmtes Pferd. Die begleitenden Neben sind für mich auch nicht sehr erbaulich, die Trivolen witzeln, die besser Gesinnten zeigen Mitleid. Weibes ist mir schrecklich.

War ich mir bisher über mich selbst durchaus nicht klar, glaubte ich doch, ich wäre ein normaler, heranreifender Mann, so höre ich jetzt bis in die kleinsten Details, was männlich, und was weiblich an mir ist. Es ist ein unglückseliges Gemisch. Ich bin wirklich weder das eine, noch das andere.

* * *

Im Anfang fiel es mir schwer, über mein Unglück zu sprechen. Jetzt ist das Gegenteil der Fall. Mein Wissensdrang ist erwacht und ich kann mich stundenlang mit Herrn Wehlborn darüber unterhalten. Er ist ein sehr aufgeklärter Mensch, der sich längst in sein Schicksal gefunden hat. Er hat es für ratsam gehalten, sein Unglück geheim zu halten. Er ist verheiratet, er hat eine kleine Nichte in sein Haus aufgenommen, ein Mädchen, das man allgemein für sein eigenes Kind hält, und lebt der Welt gegenüber glücklich und zufrieden dahin.

Um ganz als Mann zu erscheinen, trägt er statt auswattlerte Röcke, sodaß seine Schultern breit erscheinen, sein Haupthaar ist kurz geschritten und der kleine Schnurrbart stramm nach oben gebürstet. Dabei ist er von mehr

als mittlerer Größe. Er sagt, daß es für sein geschäftliches Fortkommen unbedingt nötig wäre, als vollwertiger Mann zu gelten. Wenn man auch nur den Verdacht hegen würde, daß er ein Homosexueller sei, würde man ihn entlassen, und er würde bei dem Vorurteil, das man dieser Klasse von Menschen entgegenbringt, nicht darauf rechnen dürfen, sobald wieder eine Stellung zu erhalten, trotz seiner anerkannten Tüchtigkeit in seinem Fach. Er sagte mir, daß die meisten unseresgleichen aus demselben Grunde ihren Geburtsfehler streng geheim halten, viele seien darin sehr geschickt und wären selbst für geübte Augen nicht zu erkennen, da sie alle möglichen Künste der Verstellung anwendeten. Mir dagegen sähe man schon auf hundert Schritt Entfernung an, was mit mir los sei. Er wäre darüber auch nicht einen Augenblick im Zweifel gewesen.

Anderer sind das vor ihm auch nicht gewesen, das ist mir in diesen Wochen klar geworden.

* * *

Heute Abend war ich wieder mit Herrn Wehlborn zusammen und er machte mich mit einem anderen Herrn bekannt, der auch zu uns gehört. Ich war darüber ganz erstaunt. Dieser andere Herr, ein stattlicher Mann mit prächtigem Vollbart, ist ein vermögender Fabrikbesitzer. Auch er ist verheiratet und hat sogar zwei Kinder, deren

wirklicher Vater er ist. Das ist möglich. Trotzdem ist der Herr ein Homosexueller. Es gibt eben unzählige Abstufungen unter ihnen. Aber eins ist allen eigen, mag die äußerliche Erscheinung noch so sehr der eines vollwertigen Mannes gleichen, die Psyche, die in diesem Körper wohnt, ist ausgesprochen weiblich.

Herr Lorenz, der Fabrikant, sagte mir über die Stellung der übrigen Menschen zu uns ungefähr folgendes:

Es ist für einen normalen Menschen fast unmöglich, sich in unsere Gefühle zu versetzen. Außerlich sieht unser einer, wenigstens in den meisten Fällen, ganz so aus, wie ein Mann, und doch ist das, was den Mann ausmacht, nur unvollständig entwickelt. Aber das ist nicht das Schlimmste. Unser Seelenleben, unsere Empfindungen gleichen denen der Frau und daraus resultiert unsere Zuneigung zum Mann. Diese Zuneigung ist ein Naturtrieb, genau so entwickelt, wie der Trieb des Mannes zum Weib und der des Weibes zum Mann. So wenig, wie es möglich ist, einen normal veranlagten Menschen zwingen zu können, ein Wesen seiner gleichen Art zu lieben, so wenig kann man uns zwingen, ein Weib zu lieben, da wir uns ihm gegenüber ja als gleichgeartet fühlen. Während aber jedes andere Geschöpf seinem, ihm von der Natur, mit auf den Lebensweg gegebenen Trieb zu folgen vermag, ist uns dies versagt und eine freie Betätigung unseres

Triebes ist uns zur Unmöglichkeit gemacht. Das Schlimmste ist, daß unser Unglück von unseren Nebenmenschen der Verachtung und der Lächerlichkeit preisgegeben wird, während es mehr wie jedes andere Anteilnahme, Mitleid und Schonung verdient.

Er sagte mir, daß dieselben Kämpfe, die ich jetzt mit durchmache, und die mich an den Rand der Verzweiflung getrieben hätten, keinem von ihnen erspart geblieben wären und daß schon mancher den fortwährenden Kampf mit dem Vorurteil der Menschen und dem ungestillten Sehnen in der eigenen Brust durch Selbstmord geendet habe.

*

*

*

Gemeinsames Unglück schmiedet die Menschen fester zusammen, als irgend ein anderes Band. So habe auch ich mich denen angeschlossen, die gleich mir zu den Geächteten der Gesellschaft gehören, und habe eine freundliche Aufnahme gefunden. Herr Wehldorf, dem ich die Aufklärung über mich verdanke, hat mich in die Kreise eingeführt, denen ich nun einmal angehöre. Die Anderen, die Glücklichen wollen ja nichts von uns wissen, also bleiben wir unter uns.

Gestern Abend saßen mehrere von uns zusammen

und das Gespräch berührte, nachdem Theater und Politik abgetan waren, den Fall einer Verhaftung eines angesehenen Herrn, den die Zeitungen gemeldet hatten. Der Herr sollte Verfehlungen auf geschlechtlichem Gebiet begangen haben. Man kannte ihn in der kleinen Runde nicht, aber man nahm an, daß er zu uns gehöre.

Als Neuling beteiligte ich mich nicht an der sich entspinnenden Debatte, doch hörte ich aufmerksam zu und ich erfuhr vieles, was mich interessierte. Manches, was mir bisher unverständlich war, ist mir nun klar geworden.

Die Menschen, in ihrer großen Mehrheit, halten es nicht für der Mühe wert, sich einmal etwas eingehender mit uns zu beschäftigen. Dem normal entwickelten Menschen ist so ein unglückliches Doppelwesen im Grunde seiner Seele zuwider. Er empfindet einen Abscheu vor ihm. Da er selbst an sich den unbezwinglichen Betätigungsdrang seines geschlechtlichen Triebes kennt, so setzt er diesen Trieb auch bei den Andersgearteten voraus, glaubt aber fälschlich, daß sich derselbe bei diesen in einer ekelhaften Art äußert, wie dies mitunter bei alten Lüstlingen der Fall sein soll. Er stellt beide Kategorien von Menschen auf dieselbe Stufe und unter einen Gesetzesparagrafen, der den Unglücklichsten unter allen Menschen einer gewissen

Sorte von gewissenlosen Erpressern auf Gnade und Ungnade überliefert.

Nun weiß ich auch, warum Edgar mich nicht mitnehmen wollte, ich weiß, warum er sich fürchtete.

* * *

Gestern abend bin ich seit Monaten zum ersten Mal wieder in einer vergnügten Stimmung gewesen. Ja, ich habe herzlich gelacht. Wir hatten ein Cabaret besucht.

Zuschauer und Vortragende waren sämtlich unseresgleichen.

Unter den Vortragenden befand sich ein Damen-Imitator, der geradezu Köstliches leistete. Ich glaubte zuerst ganz bestimmt, ein wirkliches weibliches Wesen vor mir zu haben. Sprache und Bewegungen und das ganze Aussehen des Vortragenden ließen die Vermutung gar nicht aufkommen, daß der Künstler auf den Namen Friedrich S. getauft ist, und im gewöhnlichen Leben als ein vollkommener Mann gilt. Er wird in unseren Kreisen Cléo genannt. Er soll mit dieser bekannten Tänzerin einige Ähnlichkeit besitzen. Er trug so drohlige Lieder vor und wirkte so belustigend und komisch, daß ich über ihn meinen Kummer ganz vergessen hatte. Ja, ich habe gesehen, daß das Lachen eine vorzügliche Medizin ist. Es hat mir wieder neuen Lebensmut eingesößt.

Nach Beendigung seiner Vorträge setzte er sich zu uns an den Tisch und ich konnte ihm meine Bewunderung aussprechen. Er ist in seinem bürgerlichen Beruf Schriftsetzer, da ihm aber über seine Leistungen so viel Lob gespendet wird, scheint er nicht übel Lust zu haben, die Schriftsetzerei ganz aufzugeben und sein Glück als Varieté-Künstler zu suchen. Er ist von ansprechendem Äußern und er hat mir gut gefallen. Ein solch lustiger Freund und Gesellschafter wäre mir schon recht. Er faßt das Leben nicht so ernst auf, wie ich dies bisher getan habe. Ich möchte wohl, ich könnte mich nach ihm etwas ummodeln.

Man liebt es in unseren Kreisen jedem irgend einen Spitznamen anzuhängen. Das ist nicht böse gemeint und wirkt oft sehr komisch. Mich nennen sie das Backfischchen. Ich glaube, es kommt daher, weil ich einmal von meiner Liebe zu Edgar Löffler gesprochen habe und da meinte einer der Zuhörer, das wäre meine Backfischchenliebe gewesen.

Sie lachten darüber und ich lachte mit. Gewiß, ich denke jetzt anders, als damals, aber so ganz ver- schmerzt habe ich diese Liebe doch noch nicht.

* * *

Wieder hat sich ein Fall ereignet, der in unseren Kreisen lebhaft besprochen wird. Ein hoher Beamter, der, trotzdem er verheiratet ist und auch Kinder besitzt, zu

den unferigen gehört, wurde jahrelang von Erpressern verfolgt und ausgefogen. Schließlich packte ihn die Verzweiflung. Er wollte mit sich ein Ende machen, aber vorher das Haupt der Bande, die ihn als Opfer ausersehen hatte, töten. Er bestellte den Kerl zu einem Rendezvous in die Nähe einer Kirche. Es war spät abends und der Platz menschenleer. Hier hat er auf den Erpresser zwei Schüsse abgegeben. Er hat ihn verwundet, aber nicht getötet. Der Erpresser floh und der Herr stellte sich der Polizei. Die Geschichte dieses hochgeachteten Beamten ist eine jener Tragödien, wie sie der § 175 des Strafgesetzbuches zeitigt.

Ich hörte, daß sich schon seit Jahren hier ein Komitee gebildet habe, dessen Bestreben es ist, diesen unhaltbaren Zuständen ein Ende zu machen. Es verlangt eine andere Fassung dieses Paragraphen, der uns der Willkür jedes gemeinen Subjektes wehrlos preisgibt.

* * *

Cléo hat mich in seinem Fach ausgebildet, nicht als Schriftsetzer, sondern als Damen-Imitator. Ich bin gestern Abend in unserem Cabaret zum ersten Mal aufgetreten und habe sehr gefallen. Herr Lorenz meinte, ich würde mit meiner eleganten Erscheinung auf der Bühne Glück machen. Er ist bereit, mir, auf seine Kosten, Tanz- und Gesangsunterricht geben zu lassen. Ich glaube, daß

mir wirklich auf diesem Gebiet ein gewisses Talent nicht abzusprechen ist. Morgen trete ich wieder auf. Ich habe mit Cléo ein famoses Duett einstudiert. Wenn ich wieder gefalle und Herr Lorenz sein Anerbieten aufrecht erhält, so nehme ich es an.

* * *

Mein Entschluß ist gefaßt, ich gehe zum Varieté. Ich habe mir selbst einige Couplets verfaßt und diese in Musik setzen lassen. Herr Lorenz hat mir zur Beschaffung von Garderobe fünfhundert Mark geliehen. Den Unterricht bezahlt er und er will nicht, daß ich ihm das Geld wieder ersehe. Seine Handlungsweise entspringt den edelsten Absichten. Er weiß, daß ich einen unüberwindlichen Abscheu vor der Ausstellung meines nackten Körpers empfinde, er weiß aber auch, daß ich in keinen der bürgerlichen Berufe hineinpasse, daß ich in dem Kampf um das Dasein elend zu Grunde gehen würde. Da winkt mir als Varietékünstler eine Rettung. Ich danke ihm, daß er mir hilft, mir einen Erwerb zu verschaffen. Daß ich nach diesem Erwerb greife, wer will es mir verdenken?

* * *

Die Sache mit dem Herrn, der auf seinen Erpresser geschossen hat, kommt selber nicht vor das Gericht. Es wird angenommen, daß sich der Herr bei Begehung

der That nicht im Vollbesitz seiner Geisteskräfte befunden hat und das ist jedenfalls richtig. Man hat daher das Verfahren gegen ihn eingestellt und er hat eine Nerven-Anstalt aufgesucht. Die Erpresser haben ihm nach und nach ca. achtundvierzigtausend Mark abgenommen.

Es ist sehr schade, um der Sache selbst willen, daß die öffentliche Gerichtsverhandlung ausfällt. Da sich nun einmal die Öffentlichkeit schon so eingehend mit ihr beschäftigt hatte, wäre es uns allen lieb gewesen, wenn an diesem markanten Beispiel dem Publikum einmal in voller Klarheit vor Augen geführt worden wäre, was es eigentlich mit den sogenannten Homosexuellen auf sich hat, und wie es kommt, daß so viele dieser unglücklichen Wesen in die Hände von Erpressern fallen.

* * *

Jetzt habe ich mich schon wohl oder übel in mein Schicksal gefunden. Ich stehe sogar im Begriff mein Unglück zur Belustigung des Publikums auf den Brettern für Geld feil zu halten, und ich habe nun nicht mehr die Entschuldigung für mich, daß ich damit der Wissenschaft einen Dienst leiste. Jetzt fühle ich aber auch erst, welche Kluft zwischen uns und den „anderen Menschen“ liegt.

Ich habe länger, als viele meiner Leidensgenossen mich fälschlich zu den „anderen Menschen“ gerechnet, weil

ich meinen Zustand nicht kannte, und diejenigen, die ihn kannten, wohl aus Mitleid mit mir, mich über denselben nicht aufgeklärt hatten, darum kenne ich das unüberbrückbare Vorurteil, welches die Normalen von uns scheidet, auch so gut.

Ah, es ist Mode geworden, sich für die Pflege von unehelichen Säuglingen zu begeistern, denen in den meisten Fällen gar kein Dienst damit erwiesen wird, daß man sie am Leben erhält, da sie dann mit ebenso grausamen Vorurteilen zu kämpfen haben, wie wir. Ihnen, wie uns, wäre wohl, man bekümmerte sich weniger darum, unser Leben zu erhalten, als vielmehr darum, es zu verkürzen, wenn wir denn schon einmal geboren werden müssen.

Wenn ich mir auch oft vorhalte, daß es eine, meinem Bildungsgang durchaus nicht angepasste Kunst ist, der ich mich widmen will, so kann ich doch andererseits auch wieder nicht umhin, mir einzugestehen, daß ich ein gewisses Vergnügen an der Ausübung derselben finde. Schon das Anlegen dieser eleganten Frauenkleider übt auf mich einen eigenen Reiz aus. Das Tanzen und Singen auf der Bühne, ist mir ein Genuß. Ich tanze mit einer wahren Leidenschaft, mit einem Feuer, das von der Bühne herunter ansteckend auf das Publikum wirkt und alle mit sich reißt. Auch mein Mezzosopran klingt weich und wohlklingend und wird sehr gelobt. Backfischchen hat in dem

Cabaret die früher so beliebte Cléo ganz verdrängt. Ich erhalte für jedes Auftreten zehn Mark. Für den Herbst bin ich von einem großen Berliner Varieté engagiert und erhalte monatlich zwölfhundert Mark. Ich führe dort Tänze und Gesänge der verschiedenen Nationen vor. Ich trete auf: als Russin, als Polin, als Ungarin, als Italienerin, als Spanierin, als Schottländerin und als Odaliske. Die Kostüme sind so eingerichtet, daß sie mit einem Griff an- und ausgezogen werden können. Das Umkleiden findet hinter einer spanischen Wand statt und dabel ist mir ein Freund behilflich. Ein solches Umkleiden darf nicht länger als dreißig bis vierzig Sekunden dauern. Ich übe mich jetzt täglich darin und habe es schon zu einer großen Fertigkeit gebracht.

* * *

Mein Debut hat einen vollen Erfolg gehabt. Das Publikum des großen Welt-Etablissements stand ganz im Bann meiner Darbietungen. Die Zeitungen loben meine Leistungen sehr, ich habe eine ganze Anzahl Kritiken gesammelt. Gottlob, meine Existenz ist gesichert.

* * *

Armes Tagebuch. Dich habe ich im Rausch, der mich gepackt hat, sehr vernachlässigt. Auch heute kann ich dir nur wenige Minuten widmen. Die Hand, welche die

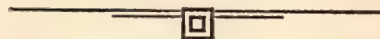
Feder führt, trägt jetzt echte Brillanten im Werte von zwei tausend Mark. Das war stets einer meiner Träume. Nun ist er in Erfüllung gegangen. Ach, was diese Brillanten mit ihrem ewig blinkerndem Feuer doch auf mich für eine Anziehungskraft ausüben. Wie oft habe ich sie schon geküßt.

* * *

Morgen verlasse ich Berlin. Ich habe ein Engagement nach D. angenommen, in dem ich eine Gage bekomme, doppelt so hoch, als hier. Ich bin eine Berühmtheit geworden. Lebe wohl Berlin! Ich gehe, aber ich kehre wieder!



Irrfahrten.





Ich hatte mir hier in G. eine Zungenentzündung zugezogen und habe sechs Wochen im Krankenhaus gelegen. Heute bin ich aus demselben entlassen worden. Ich sitze nun in einem kleinen Hotelzimmer, dessen weitgeöffnetes Fenster mir einen schönen Blick auf den Rhein gewährt. Ich habe mein seit langem vernachlässigtes Tagebuch hervorgeholt und darin geblättert. Ich hätte es lieber nicht tun sollen, denn es ist nicht gut, in Erinnerungen zu wühlen, die dazu angetan sind, unser Herz zu verbittern.

Wie wenig Liebe habe ich bisher in meinem Leben erfahren, und wie habe ich mich stets nach Liebe gesehnt. Welches Übermaß von Liebe fühle ich in meinem Herzen, niemand aber begehrt ihrer.

Kurt Rosenstock ist der einzige gewesen, der sich mir gegenüber immer gleich geblieben ist. Er, der Große, der Starke, hat sich in seiner angeborenen Ritterlichkeit stets des Schwachen und Verspotteten angenommen. Vielleicht hat auch, ihm selbst unbewußt, sein erwachender

Mannes-Instinkt in mir ein Wesen anderer Art gewittert. Wer kann das wissen.

Ich habe oft während meiner Krankheit über mich und die Personen nachgedacht, mit denen ich bisher in besonders nahe Berührung gekommen bin.

Auch das Verhältnis meiner Mutter zu mir hat mich viel beschäftigt.

Sie ist gestorben, wie ich gehört habe. Ich habe sie seit jenem Tag, an welchem ich heimlich aus dem Elternhause entfloh, nicht wieder gesehen.

Wenn ich sie mir jetzt vergegenwärtige, wie sie in ihren besten Jahren aussah, so steht sie vor mir, als eine große, schöne Frau, deren Gesicht einen stark ausgeprägten sinnlichen Zug zeigte. Ich las einmal,² daß man die Frauen in zwei Klassen einteilen könne, und zwar in solche, denen der Mann nur dazu dient, die Art fortzupflanzen, die ganz in ihrer Mutterschaft aufgehen, und dann in solche, denen die Mutterschaft unbequem, ja verhasst ist und denen der Mann nur dazu dient, ihre Sinnlichkeit zu befriedigen. Zu dieser letzten Art von Frauen muß meine Mutter gehört haben.

Meine unglückselige Halbheit stieß sie ab. Sie empfand, ich habe das oft bemerkt, mir gegenüber eine ausgesprochene Idiosynkrasie. Meinem Bruder gegenüber, der zwar dumm, faul und störrig war, dafür aber den

stark ausgeprägten männlichen Typus zeigte, empfand sie unwillkürlich und jedenfalls, ohne sich selbst darüber ganz klar zu sein, die Hinneigung des stark sinnlich veranlagten Weibes zum Mann.

Mich hielt sie für ein minderwertiges Geschöpf ohne eigentliche Daseinsberechtigung. Wäre meinem Bruder Paul eine „Affäre Markus“ passiert, so würde sie in eine hochgradige Wut und Entrüstung ausgebrochen sein. Anders bei mir. Für meine Art ging ihr jedes Verständnis ab. Diese Verständnislosigkeit war eine so totale, daß sie, als ich ihr an jenem Abend erzählte, was mir begegnet war, dazu lächeln konnte. Sie lächelte und ich war aufgelöst in Tränen des Schmerzes, der Scham und der Empörung.

Daß sie mich opferte und sich mit Geld abfinden ließ? Du lieber Gott! Sie rechnete mich eben für nichts, und — sie war in äußerster Geldnot.

Was man alles tut, wenn man sich in Geldnot befindet, das habe ich an mir selbst in den letzten Jahren genug erfahren. Im Übrigen war ihre Veranlagung nun mal so, wie sie sich zeigte, daran ließ sich nichts ändern. Ich habe ja Gelegenheit gehabt, an mir und anderen zu sehen, daß man gegen eine angeborene Veranlagung vergebens anzukämpfen versucht.

Meine Geburt, die Geburt so eines Mittelbings

zwischen Junge und Mädchen hat ihr gewiß auch Kummer genug verursacht und sie hat wohl auch manchmal einen Anlauf genommen, den Widerwillen gegen mich zu unterdrücken, daß ihr das nicht gelang, war eben in ihrer Natur begründet.

Ich trage ihr keinen Groll nach. Sie hat meine Kindheit nicht zu einer solchen gestaltet, daß ich mich derselben gern erinnern könnte, aber — sie ist tot. Ich habe ihr verziehen.

Auch über meine Liebe zu Edgar Töpfer habe ich viel nachgedacht. Sie hat mir den Namen Bäckfischchen eingetragen und der, welcher sie Bäckfischchenliebe nannte, mag wohl das richtige Wort dafür gefunden haben. Es war jene, nur einmal sich einstellende, reine, innige Liebe, die in eine unbegrenzte Bewunderung für denjenigen ausartet, dem sie sich zugewandt hat. Aber selbst, nachdem man sie überwunden hat, bleibt sie einem heilig, einerlei, ob man auch später einsehen lernt, daß Liebe und Bewunderung an jemand verschwendet war, der sie nicht verdiente.

Selber war dies bei Edgar Töpfer der Fall, obwohl ich ihm gern zugesteh, daß er mir gegenüber gut gehandelt hat. Gerade die Weigerung mich mitzunehmen, entsprang edlen Motiven und auch die Schonung, die er gegen mich übte, zeigte, daß er mit meiner Unschuld und Reinheit Mitgefühl empfand. Er hat die Macht, die er

über mich in unbefränktem Maße besaß, nie zu etwas Schlechtem ausgenützt.

Und doch war er ein Verlorener.

* * *

Meine Krankheit hat mir viel Geld gekostet, und vor allen Dingen hat sie mich so herunter gebracht, daß ich mich noch einige Monate schonen muß, ehe ich meine frühere Tätigkeit wieder aufnehmen kann. Ich bin sehr abgemagert. Daher kommt es, daß mir meine Kostüme nicht mehr passen. Auch kann ich nicht mit einem so häßlichen Decolleté, und so dünnen Armen vor das Publikum treten. Ich bin also genötigt eine Mastkur durchzumachen, um schneller wieder erwerbsfähig zu werden.

Ja, zu meinem Geschäft gehört, daß ich gut aussehe. Meine Arme müssen wieder ihre volle Rundung erhalten und meine Büste, die der einer wirklichen Frau sehr ähnlich sieht, muß wieder ihre frühere, tadellose Form aufweisen können. Erst wenn ich mein altes Aussehen wieder erlangt habe, kann ich auf ein gut bezahltes Engagement rechnen.

Freilich, ich werde mich damit bis zum Herbst gedulden müssen. Dabei macht mir der Gedanke Sorge, daß meine ohnehin sehr geschwächte Rasse gegen ein so langes Faulenzen energisch Protest erheben könnte. Ich habe leider nicht zur rechten Zeit daran gedacht, daß es auch einmal

wieder für mich Zeiten der Not geben könnte. Ich habe in den Tag hineingelebt, wie dies die meisten von uns tun.

Für das neue Engagement muß ich natürlich vollkommen neue Garderobe haben und das will bei mir etwas heißen. Um auf der Höhe zu bleiben, darf ich bei der Beschaffung der Garderobe nicht knausern. Es muß alles, von den Strümpfen und Schuhen, bis hinauf zum Kopfsputz, raffiniert elegant sein. Sowohl die Oberkleider, wie die Unterkleider müssen sich sehen lassen können. Bleiber Gott, wie bescheiden war meine erste Ausstattung, zu der mir Herr Lorenz ganze fünfhundert Mark geliehen hatte! Seitdem habe ich zu jeder Saison meine Garderoben erneuert und das hat jedesmal ebensoviel Tausende als damals Hunderte gekostet. Die Ansprüche der Direktoren und des Publikums werden immer größer.

Jetzt heißt es, mich in meiner Lebenshaltung einschränken. Ich werde morgen dies elegante Hotel verlassen und mich in einem solchen einquartieren, dessen Preise meinen knappen Geldverhältnissen besser angepasst sind.

* * *

Das Hotel, in welches ich vor acht Tagen übergestiegen bin, läßt zwar zu meinem Bedauern jeden Komfort vermissen, dafür ist es aber recht billig. Ich habe in diesem Hotel eine Kollegin getroffen, eine Chan-

nette, die gegenwärtig, gleich mir, ohne Engagement ist. Wir waren früher einmal zusammen im Wintergarten engagiert. Sie war entzückt, als sie hörte, daß ich meine Damengarderobe, größtenteils, zu verkaufen beabsichtige. Sie hat mir alles das, was ich nicht mehr gebrauchen kann, abgenommen, allerdings auf Abzahlung, denn gegenwärtig ist sie schwer im Dalles. Infolge dieses Verkaufes hat sich mein Gepäck auf zwei Koffer reduziert.

Meine Lebensweise erregt bei dem Hotelpersonal nicht geringe Verwunderung. Ich trinke täglich vier Liter Milch und stehe nie vor Mittag um zwölf Uhr auf. Meine Mahlzeiten bestehen hauptsächlich aus Eier- und Mehlspeisen. Nachmittags kommt ein Geigenspieler, mit dem übe ich zwei Stunden lang meine Tanz- und Gesangsnummern ein. Das Tanzen fällt mir nach der langen Pause und bei der träge machenden Lebensweise, die ich führe, viel schwerer als sonst. Jetzt klopft mein Trainer. Nun geht's wieder los.

* * *

Die kleine Chanfonette von nebenan, ist eine ehrliche Person. Sie zahlt tüchtig an ihren Schulden ab. Daß sie dies tut, ohne ein Engagement zu haben, berührt mich nicht. Man verlernt es, beim Varieté die Menschen mit dem Maße zu messen, wie die bürgerliche Gesellschaft dies tut. Dabei ist man nicht schlechter als diese, nur

offener. Jubelnd bringt sie mir morgens die Teilzahlungen, manchmal mehr, manchmal weniger. Dabei erzählt sie mir, während ich im Bett liege, wie es meine Kur vor-schreibt, von ihren Liebesabenteuern. Und ich höre zu, als handele es sich gar nicht um Sachen, die eigentlich dem Erzählenden und dem Zuhörer die Schamröte in das Gesicht treiben müßten.

Ach, lieber Gott, man hat längst verlernt über solche Sachen zu erröten. Sie gehören zum Kampf um das Dasein.

Wenn ich mir das Mädchen so ansehe, während es mir von seinen Eroberungen berichtet, dann wundere ich mich jedesmal darüber, daß es Männer gibt, die an so einem Weib Gefallen finden können. An einem solchen Weib, das für alle da ist, und das Ehrlichkeit genug besitzt, keinen, der sich um ihre Gunst bewirbt, darüber im Zweifel zu lassen, daß ihr die Liebe nur Mittel zum Zweck ist. Und der Zweck ist, Geld, möglichst viel Geld geschenkt zu erhalten. Ich höre ganz gern den Erzählungen des Mädchens zu, berichten sie mir doch, von dem Liebesleben jener Welt, der ich nicht angehöre. Und das, was sie mir von dieser Welt berichtet, versöhnt mich damit, daß ich ein anderer bin.

* * *

Ich fragte neulich einmal meine Zimmernachbarin, wie es ihr denn möglich sei, sich so sans façon jedem

beliebigen hinzugeben. Sie lachte mir in das Gesicht und sagte, daß sie schon ihre Auswahl treffe. Gefiele ihr einer nicht, so gestatte sie ihm nur, sie zum Abendessen einzuladen, bei dieser Gelegenheit gelänge es ihr meistens, ihrem Seladon ein Goldstückchen abzuknöpfen. Nachdem sie auf diese Weise eine Entschädigung für ihre, ihm gewidmete Zeit erhalten habe, verstehe sie es gut, sich unter irgend einem Vorwand zu drücken. Es will ihr nicht in den Sinn, daß ihre Handlungsweise eine betrügerische ist. Für sie sind die nach Liebe girrenden Männer weiter nichts als Ausbeutungsobjekte, denen gegenüber sie irgend welche Verpflichtung nicht zu haben glaubt. Das ist wohl überhaupt der Standpunkt der Dirnen.

* * *

Gestern ist mir ein sonderbares Abenteuer zugefallen, und das habe ich auch der „Chansonette ohne Engagement“ zu danken. Die Polizei, welcher das Treiben des Mädchens aufgefallen war, hatte es beobachten lassen, und gestern hatte man meine ehemalige Kollegin, von der Straße weg verhaftet. Auf der Polizeiwache hatte sie mich als Zeugen dafür angegeben, daß sie durchaus nicht ihren Erwerb auf der Straße suche, sondern von Beruf eine wirkliche Gefangskünstlerin sei. Man hatte nun einen Polizisten zu mir geschickt, der mich ebenfalls auf die Polizei-

wache bringen sollte. Man vermutete wohl, daß ich in irgendwelchen Beziehungen zu der Verhafteten stünde. Ich glaube, daß man sogar der Ansicht war, ich wäre der Zuhälter des Mädchens. Der Polizist, den man zu mir gesandt hatte, ist jedenfalls ein sehr eifriger Beamter, der die Befehle seines Vorgesetzten, sofort und genau nach dem Wortlaut, ausführt. Er sollte mich, keine Widerrede geltend lassend, ohne Verzug auf die Polizeiwache bringen. Er trat, als gerade mein Geigenspieler bei mir war und ich im Kostüm à la Diérol einen Fandango tanzte, in mein Zimmer. Zunächst wollte der Mann des Gesetzes mich nicht als denjenigen anerkennen, der ich in Wirklichkeit bin, sondern seine Verhaftungsgelüste richteten sich auf den Geigenspieler, den er trotz heftigen Protestes mit sich nahm. Erst auf der Treppe kam ihm der Gedanke, daß es vielleicht besser wäre, mich auch gleich zu arrestieren, da ich doch ein „sehr verdächtiges Frauenzimmer“ zu sein schiene. Er ließ mir nicht einmal Zeit mich umzukleiden, sondern ich mußte mit, wie ich ging und stand. Was blieb uns übrig, meinem Geigenspieler und mir, als uns in das unabänderliche mit Würde zu fügen und, eskortiert von dem gestrengen Schutzmann, den Weg zur Wache anzutreten. Nicht einmal einen Wagen zu nehmen erlaubte er uns. Er meinte, es wäre das unnötig, da der Weg nicht weit sei.

Mein Geigenspieler reichte mir also galant den

Arm und so schritten wir an dem verblüfften Hotelpersonal vorbei, zum Hause hinaus.

Auf der Straße erregten wir, bei der sich bald sammelnden Menge, nicht geringes Aufsehen. Mein Geigenspieler faßte die Sache aber bald von der humoristischen Seite auf und grüßte nach rechts und nach links die uns zujubelnden Passanten, und ich folgte, dem Beispiel, das mir der höfliche Mann gab. Ein gewaltiges Hallo erzielte ich, als ich schließlich meine schwarze Diérol-Perrücke vom Kopfe riß und unter derselben nun meine blonden Haare sichtbar wurden.

Auf der Polizeiwache setzte sich das Lustspiel fort, zu welchem es uns an Zuschauern nicht fehlte. Die Straße war geradezu von der neugierigen Menschenmenge gesperrt, sodaß einige Schutzleute aufgestellt werden mußten, um dem passierenden Fuhrwerk Platz zu schaffen.

Der Polizeileutnant hatte Sinn für Humor. Er hat, gleich uns, über das Komische der Situation herzlich mitgelacht. Ich konnte mich leicht als einwandfreier Steuerzahler legitimieren, und er entschuldigte den Mißgriff seines Unterbeamten. Bald darauf konnten mein Geigenspieler und ich uns wieder in das Hotel zurückbegeben und der Schutzmann, der uns mitten in der Übungsstunde gestört hatte, holte uns selbst bereitwilligst zu unserer Bequemlichkeit einen Wagen herbei. Wiederum

wurden wir von der lieben Straßenjugend und was dazu gehört, mit Hochrufen begleitet.

Auch die Chansonette wurde aus der Haft entlassen, erhielt jedoch den strikten Befehl, die engagementslose Zeit wo anders zu verbringen. Sie ist heute abgereist und mit ihr habe ich dem Geld, das ich noch von ihr zu bekommen habe, auf immer Lebwohl gesagt.

* * *

Obwohl ich mich der Maske mit einer Hingebung unterziehe, die eigentlich einen vollen Erfolg verbürgen müßte, bin ich doch sehr wenig mit dem zufrieden, was mit Hilfe derselben bisher erreicht ist. Irgend etwas in meinem inneren Organismus ist noch nicht recht in Ordnung. Vor allen Dingen macht mir der Magen zu schaffen. Der Arzt meint, ich müsse Luftveränderung haben. Ich werde also nach F. übersiedeln. Es tut mir leid, daß ich meinen Geigenspieler nicht mitnehmen kann, ich hatte mich sehr an ihn gewöhnt, er versteht auch sein Metier vortrefflich und ist nicht teuer.

* * *

Hier in F. ist das Leben sehr kostspielig. Heute ist ein Ring in das Pfandhaus gewandert. Ich habe

an meinen Agenten geschrieben und angefragt, ob er mir nicht doch noch irgend ein Engagement verschaffen könne.

* * *

Mein Agent hat mir mitgeteilt, daß gegenwärtig für mich ein passendes Engagement nicht zu haben wäre, doch bin ich für die Monate Oktober und November für ein erstes Berliner Varieté vorgesehen. Ich soll mein neuestes Kostümbild einsenden.

* * *

Ich habe mir die Sache überlegt. Das, was ich noch an alten Kostümen zurückbehalten habe, kennt man bereits in Berlin. Ich kann sie also dort nicht verwenden. Ich bin aber auch jetzt nicht in der Lage, mir eine ganze Reihe neuer Kostüme, wie ich sie als Verwandlungskünstler benötige, anzuschaffen. Ich werde mir also eine neue Nummer einstudieren, in der ich nicht mehr als Verwandlungskünstler schöne Tänzerinnen verschiedener Nationen vorführe, sondern ich werde als moderne Konzertsängerin zu gefallen suchen. Zu dieser Nummer brauche ich nur ein elegantes Prachtkostüm, das gewiß auch nicht billig sein wird, aber doch nicht so teuer kommt, als fünf oder sechs Nationalkostüme. Auch spare ich die Ausgaben

für den Mann, der mir beim Umkleiden behilflich sein muß. Das neue Kostüm muß ich mir sofort anfertigen lassen, damit ich dem Agenten das verlangte Bild einschicken kann.

* * *

Der Arzt hat recht gehabt. Das hiesige Klima bekommt mir sehr gut. Meine Magenverstimmung hat sich gehoben, und mit Genugthuung konstatiere ich an jedem zweiten Tag recht ansehnliche Gewichtszunahmen, meine Arme, mein Hals, beginnen wieder ihre alte Formenschönheit anzunehmen.

Die Firma J. hat mir ein Kostüm angefertigt, das ein wahres Wunderwerk ist. Ich könnte mich damit bei Hofe sehen lassen. Freilich, es soll auch die Kleinigkeit von dreitausendfünfhundert Mark kosten.

Ich habe mich in dem Kostüm photographieren lassen, und ein Bild meinem Agenten gesandt. Ich denke, es wird ihm gefallen. Ich sehe geradezu königlich in dem Kleid aus. Ein hiesiger Friseur hat mir eine Perücke gearbeitet, die sich wundervoll meinem eigenen Haar anpaßt, selbst in nächster Nähe betrachtet, kann auch ein Kenner nicht unterscheiden, was an meinem Kopfsaar echt, und was falsch ist.

Ich habe bei einem weltberühmten Gesangsmeister Unterricht, und er ist mit meinen Leistungen sehr zufrieden. Ich glaube, daß ich in Berlin einen dreifachen Triumph feiern werde; man wird staunen darüber, daß ein Wesen, das als Mann gilt, sich mit vollendetem Schil in Frauenkleidern zu bewegen versteht, denn die Täuschung ist in der That eine vollkommene, man wird meinen Gesang bewundern, denn er ist anerkannt vorzüglich, und man wird meine Schönheit anbeten, denn ich sehe in der Perücke und in dem Kostüm wirklich bezaubernd aus.

* * *

Mein Agent ist ein Jbiot. Er teilt mir mit, daß man sich von meiner neuen Nummer nicht viel verspreche und er hat für mich erst für den Monat Dezember abgeschlossen. Was soll denn bis dahin aus mir werden! Ich muß möglichst in Berlin mit einer neuen Nummer anfangen, wenn ich mit derselben in der Provinz reüssieren will. Es ist zum Verzweifeln.

* * *

Ich werde manchmal von recht verrückten Einfällen geplagt. So sehr ich mich denselben dann auch zu widersetzen bestrebt bin, gewinnen sie doch oft eine derartige Macht über mich, daß ich ihnen zuletzt folge. Und doch

bin ich mir darüber ganz klar, daß aus diesem Nachgeben, solchen Launen gegenüber, für mich die größten Unannehmlichkeiten entstehen können.

Das Stüdken, das ich gestern in dieser Beziehung gelehrt habe, verdient meinem Tagebuch einverleibt zu werden, obwohl ich noch nicht recht weiß, ob es albern oder genial war. Nun, das hängt wohl auch hierbei, wie bei allen Sachen, vom Erfolg ab.

Also, seit einigen Tagen weilt in F., zur Freude der Bevölkerung und des Magistrats, ein gekröntes Haupt, der Fürst eines deutschen Bundesstaates. Ihm zu Ehren wurden schon eine ganze Reihe festlicher Veranstaltungen getroffen, und die Hauptnummer im Programm sollte eine Festvorstellung im Opernhaus bilden. Es wurde Lohengrin angesetzt und ein berühmter Sänger aus Berlin für die Titelrolle verschrieben. Gestern abend ging der Rummel vor sich.

Die Zeitungen hatten so viel über das bevorstehende große Ereignis berichtet, und es als ein solches ersten Ranges hingestellt, daß ich mir sagte, da müßte ich eigentlich auch dabei sein. Bei solchen Anlässen ist es aber Sitte, daß die Herren im Frack, und die Damen in eleganter weltausgeschnittener Gesellschaftsrobe die Oper besuchen. Ich überlegte mir die Sache, und da ich zur Zeit über einen Frackanzug nicht verfüge und mir auch keinen solchen von einem Verleihinstitut borgen möchte, so

erinnerte ich mich meiner herrlichen, funkelnagelneuen Damenrobe, die den weitgehendsten, an sie gestellten Forderungen vollkommen entspricht. In dieser Robe, als Dame, die Oper zu besuchen mußte herrlich sein.

Ich bin ganz verliebt in mein neues Kleid, und der Gedanke, daß ich bis zum Dezember warten solle, ehe mir Gelegenheit würde, es einem verehrten Publikum vorzuführen, wollte mir nicht in den Sinn. Jetzt bot sich die Gelegenheit, mich in dem Kleid zu zeigen und die wollte ich nicht ungenützt vorüber gehen lassen. Der Gedanke, als Dame in der überaus eleganten Robe im Opernhaus zu erscheinen, und mit ihr zu brillieren, setzte sich in meinem Kopf derart fest, daß ihn keinerlei Bedenken herauszudrängen vermochten. Mein Hotelportier besorgte mir glücklicherweise noch ein Logenbillet, und gestern Abend wurde mir von meinem Friseur die Perücke wieder in der kunstvollen Weise arrangiert, die es unmöglich macht, die Fälschung des Tatbestandes erkennen zu lassen. Dann legte, ich mit Hilfe meines sehr geschickten Zimmerkellners, meine herrliche Robe an und ließ mir um die entblößten Schultern meinen Theatermantel legen. Dem Kellner, einem fixen Kerlchen, machte die Sache natürlich sehr viel Vergnügen. Er besorgte mir ein Automobil und in ihm fuhr ich vor dem Opernhaus vor.

Zum ersten Male wagte ich mich in Frauenkleidern und mit der Absicht, als Frau zu gelten, unter Menschen.

Die Affaire in C., gelegentlich meiner Verhaftung, rechnet nicht mit und mein Auftreten auf der Bühne war eben eine Barleténummer, bei der sich jeder Zuschauer durch einen Blick in das Programm überzeugen konnte, daß der Darsteller nur eine geschickter Illusionist war. Hier im Opernhaus zu F. wollte ich aber als echte, wirkliche Dame angesehen werden und ich nahm meine ganze, mit der Zeit recht bedeutend gewordene Geschicklichkeit zu Hilfe, um auch nicht einen Augenblick aus der Rolle zu fallen.

Mein Gang durch das Foyer, die teppichbelegte Treppe hinauf bis zu meiner Loge, war ein Triumphzug, Ich schritt durch ein Spalier beschränkter Herren, deren Blicke mir bewundernd folgten, mit dem Anstand einer Königin. Auch unter ein Kreuzfeuer halb neidischer, halb feindlicher Blicke aus den Augen mehr oder weniger schöner Damen wurde ich genommen. Aber ich bestand gut, keine von ihnen ahnte, daß ich nicht eine ihrer Mitschwesterin war.

Auch als ich mich an der Brüstung der Loge niederließ, bemerkte ich, daß sofort eine große Zahl Operngläser sich fragend auf mich richteten, aber ich bewahrte den Gleichmut einer an Triumphge gewöhnten Weltbame.

O, es gewährte mir sogar ein ganz unsagbares Vergnügen zu bemerken, welches Aufsehen meine Erscheinung überall hervorrief und den ganzen Abend über

wurde wohl, außer dem Fürsten, keiner anwesenden Persönlichkeit soviel Interesse entgegengebracht, als mir.

Nach dem zweiten Akt begab ich mich, stolz, unnahbar, mit hochgehobenem Haupte, in den Erfrischungsraum und bald folgte mir ein Duzend beschränkter Herren.

Das Gedränge war sehr groß und ich mußte meine Schleppe hochnehmen, um sie zu schützen. Ich hatte in meinem Leben noch nie eine so elegante Gesellschaft beisammen gesehen, geschweige, daß ich mich je mitten unter einer solchen befunden hätte. Dabei war ich durchaus nicht befangen, aber ich gab absichtlich meinem Gesicht einen so kühlen, abweisenden Ausdruck, damit es nicht etwa einem der Herren einfallen sollte, mich anzureden, denn es war nicht meine Absicht den Scherz so weit zu treiben, hier etwa Herrenbekanntschaften anzuknüpfen.

Aber siehe da, plötzlich vertrat mir, trotz der herausgesteckten Warnungstafel, ein Herr den Weg und mit einem lebenswürdigen Lächeln meine Hand an seine Lippen legend, sagte er ziemlich laut: Ich bin entzückt, meine Gnädige, Sie endlich wieder einmal zu treffen! Dabei schob er seinen Arm ganz ungeniert unter den meinen und führte mich, wie eine alte Bekannte, an das Buffet, wo er für uns eine Erfrischung bestellte.

Ich war derart erstaunt über die Dreistigkeit, mit welcher mich der Herr überrumpelt hatte, daß ich erst jetzt dafür Worte fand.

Ich wußte, daß wir aus nächster Nähe scharf beobachtet wurden und ich wollte daher alles vermelden, was einer Scene ähnlich sah. Darum lächelte ich ganz unbefangen und lebenswürdig, als ich dem Herrn die Worte zuraunte: „Mein Herr, Ihr Benehmen ist eine Frechheit.“ Er verzog keine Miene, sondern antwortete mir mit freundlichem Lächeln und sein Weinglas zu mir erhebend: „Das Ihre auch, mein Herr!“

In diesem kritischen Moment bewährte sich meine Kaltblütigkeit glänzend. Ohne, daß meine Hand gezittert hätte, führte ich mein Glas zum Mund und trank langsam einige Züge, während ich mir überlegte, was ich jetzt tun solle. Als ich mein Glas wieder hinsetzte, war mein Plan fertig. Ich sagte zu dem Herrn ganz unbefangen, indem ich tat, als habe ich ihn falsch verstanden: „Sie geben also Ihr Vergehen zu. Seine Fehler erkennen, ist der Anfang der Besserung. Schrecken Sie auf dem eingeschlagenen Wege recht rüstig fort.“ Dabei erhob ich mich, hielt ihm meine Hand hin, auf welche er seine Lippen drückte und entfernte mich, mit einer leichten Verbeugung meines Hauptes.

Diese kurze Unterredung mit dem mir völlig fremden Herrn hatte eine eigentümliche Erscheinung zur Folge. Ich bekam nämlich noch vor Beginn des dritten Aktes und in den späteren Pausen nicht weniger als fünf Karten von dem Logenschließer überreicht.

Hier liegen sie vor mir.

Ein Graf, welcher als Offizier in einem Husarenregiment steht, das in der Nähe von F. garnisoniert ist, ein Baron, der sich auf der Durchreise hier aufhält, zwei Männer der Börse und ein Jurist sind es, die darum ersuchen, mir ihre Aufwartung machen zu dürfen.

Ich bin überzeugt, sie wollen mir ihr Herz und ihr Portemonnaie zu Füßen legen. Für das erstere habe ich keine Verwendung, für das letztere schon mehr.

Ich zerbreche mir vergebens den Kopf, wer der Herr war, der mich so dreist angerebet hat. Was mag in ihm den Verdacht erweckt haben, daß ich nicht das bin, was ich scheinen wollte? Dieser Vorfall hat mir die sonst sehr schöne Erinnerung an meinen Besuch der Oper etwas getrübt.

Es gab also doch Augen, die meine Verkleidung durchschauen konnten.

* * *

Die fünf, vor mir liegenden Visitenkarten beschäftigen lebhaft meine Neugier. Wie mögen die Leute aussehen, die mir so gern ihre Huldigungen zu Füßen legen möchten? Ob es sich verlohnt, sie kennen zu lernen? Ein Flirt mit dem einen oder dem anderen von ihnen, würde meinen Triumph krönen. Wahrscheinlich hat schon

ein jeder von diesen Fünf manches arme Mädchenherz gebrochen. Ich könnte der Rächer dieser gebrochenen Herzen werden!

Die Sache wird gemacht.

* * *

Ich bin ganz planmäßig und mit sorgfältiger Überlegung vorgegangen. Ich habe mir mehrere elegante Straßenkostüme und einen wundervoll duftigen Morgenrock angeschafft. In diesem Splügendewand sehe ich wirklich verführerisch aus. Nachdem ich mir alles besorgt hatte — bei einem Damen-Imitator fällt das ja nicht auf — wechselte ich mein Hotel. Ich bewohne seit drei Tagen zwei Zimmer in dem prächtigsten Hotel der Stadt F. Natürlich durfte dieser Wechsel nicht direkt vonstatten gehn. Ich ließ meine Sachen also zuerst nach der Bahn bringen und dort deponieren. Als ich den Depotkellern hatte, verließ ich das alte Hotel als Herr, begab mich in ein bekanntes Absteigequartier und verwandelte mich dort zur Dame. Dann holte ich auf dem Bahnhof meine Koffer und fuhr stolz mit ihnen vor meinem jetzigen Hotel vor. Ich habe mich hier als Baronin F. (der Name ist der eines bekannten Diplomaten) eintragen lassen. Da ich inzwischen gelernt habe, meine Perücke selbst zu arrangieren, kann ich den Friseur ent-

behren. Ich habe also hier im Hotel keinen Mitwisser meiner Verkleidungskomödie. Man hält mich für die Dame, als welche ich mich ausgegeben habe.

So vorbereitet habe ich gestern vier meiner Verehrer Revue passieren lassen, denn der Fünfte, der Baron von auswärts, hat bereits F. den Rücken gekehrt, ohne daß „das Sehnen seines Herzens“ in Erfüllung gegangen wäre.

Die Sache hatte ich recht hübsch arrangiert.

Als ersten hatte ich einen der Börsenmänner, den Bankier L., um vier Uhr zu mir gebeten. Er kam pünktlich und brachte einen riesigen Blumenstrauß mit. Er ist anscheinend sehr reich. Von seinem Äußeren ist nicht viel günstiges zu berichten. Er ist klein und bleich, besitzt nur noch einen schwachen Kranz schwarzer Haare, und seine Art sich auszudrücken, ist oft recht komisch. Er ist sicher kein Herzensbrecher, sondern einer jener Wohltäter für kleine Ballketten und dergleichen, die solche Leute zu einer besseren Lebenshaltung benötigen. Auch meinen Geldverhältnissen kann er zustatten kommen. Ich habe ihn für heute Abend zum Tee gebeten. — Pünktlich um vier- einhalb Uhr wurde mir der Justizrat B. gemeldet, was mich veranlaßte Herrn L. auf das Liebenswertigste zu verabschieden. Er und der Justizrat kannten sich. Sie grüßten sich, als sie sich auf der Schwelle meines Zimmers

trafen, schienen aber über dies Zusammentreffen nicht gerade erfreut zu sein.

Der Justizrat brachte mir keine Blumen mit, dagegen erklärte er mir ganz unverblümt, daß er wegen eines Leidens seiner Frau gezwungen wäre, sich eine Geliebte zu halten und für diesen ehrenvollen Posten hatte er mich in Aussicht genommen. Die Geradheit seines Wesens imponierte mir und die Art, wie er ohne Umschweife auf das Ziel seiner Wünsche lossteuerte, ließ mich in ihm einen energischen Mann erkennen, der weiß, was er will. Jedoch empörte es mich, daß er so ohne weiteres glaubte, annehmen zu können, ich würde die frei gewordene Stelle seiner Geliebten einnehmen wollen. Ich glaubte mich so betragen und auch in meiner äußeren Erscheinung so sehr die vornehme Dame gespielt zu haben, daß die Annahme, ich wäre nicht „zweifelsohne“ mich sehr verwunderte. Ich drückte dem Herrn Justizrat auch unverhohlen mein Erstaunen darüber aus und er antwortete mir, daß er auch nie gewagt haben würde, an mich dies Ansinnen zu stellen, wenn er nicht bemerkt hätte, daß ich am Abend der Lohengrin-Vorstellung mit Herrn von A. am Bisset-Sekt getrunken hätte. Na, und Herr von A. wäre als ein Mann bekannt, bei dem es erlaubt wäre, Schlüsse auf seine Freundinnen zu ziehen. Also es ist richtig, daß mich dieser Frechling kompromittiert hat. Na, es soll ihm ver-

ziehen sein, wenn er mir durch seine Dreistigkeit geholfen hat, mir eine neue Hilfsquelle zu erschließen. Ich dachte, Offenheit gegen Offenheit, und ließ meinen Justizrat durchblicken, daß er mir persönlich zwar nicht unsympathisch wäre, daß meine Ansprüche aber nicht klein seien und ich es gern sähe, wenn er mir genaue Aufschlüsse darüber geben würde, was ich von seiner Seite zu erwarten hätte. Er legte, ohne viele Worte, zwei Tausendmarktscheine auf den Tisch und erklärte mir, daß er mir monatlich die gleiche Summe aussetzen würde, außerdem wolle er eine Wohnung für mich einrichten, mit mir gelegentlich auf Reisen gehn, etc. Ich sagte ihm, daß ich mir die Sache überlegen wolle und er küßte mir beim Abschied die Hand, mit der Versicherung seiner größten Verehrung und Hochachtung. Diese Hochachtung hatte ihn bewogen die beiden braunen Lappen auf meinem Tisch liegen zu lassen.

Ich war über den tiefen Eindruck, den ich auf diesen ernsten, energischen Mann gemacht hatte, selbst betroffen und nach seinem Fortgang sah ich mit Interesse dem Erscheinen des dritten Kavalliers entgegen. Er kam um fünf Uhr.

Dieser Herr gehört dem, bei kleinen Mädchen sehr beliebten Stand der Börstianer an, zu dem auch Herr L. zählt. Er ist schlank und mager, hat schon sehr graue Haare, aber einen ungemein klugen Blick. Er heißt M.

und seine Mittel suchte er mir in günstigem Lichte zu zeigen, indem er mir ein ganz reizendes, mit Brillanten besetztes Armband überreichte. Dafür schien er der Meinung, daß er gleich mit mir zu Abend speisen könne. Ich belehrte ihn in aller Freundlichkeit, aber doch recht bestimmt, eines besseren und als sich um sechs Uhr Graf B. melden ließ, verließ er das Schlachtfeld mit Hinterlassung des Armbandes, wofür ich ihm gestattete, meine Hand zu küssen.

Graf B. ist die typische Erscheinung unserer Kavallerie-Offiziere, mittelgroß, fehnig, sehr forsch, etwas krummbeinig und frech-liebenswürdig. Mir, der ich schon durch stärkere Beweise von Liebe verwöhnt war, konnte seine Bonbonniere wenig imponieren. Ich sah sofort, daß er eine taube Nuß war, und nur, um ihn in Verlegenheit zu setzen, lud ich ihn ein, mit mir in meinem Wagen durch die Promenaden zu fahren. Ich hatte mir nämlich auf sechseinhalb Uhr einen Dogcart bestellt. Aber siehe, der tapfere Krieger nahm an und an seiner Seite kuschelte ich in den herrlichen Anlagen eine Stunde lang umher, stets die belebtesten Wege auswählend. Wir wurden viel gesehen, mein Zweck war erreicht.

Mit mir zusammen war einmal an einem großen Varieté eine Sängerin engagiert, die weniger durch ihre Stimme, als durch die Pracht ihrer Toiletten beim Publikum auffiel. Diese Sängerin machte aus ihrem

Herzen keine Mördergrube. Sie redete frei von der Leber weg, und eines Abends nach der Vorstellung stellte sie einmal die Behauptung auf, man brauche einem hübschen Mädel nur ein elegantes Kleid anzuziehen, und es würde, wenn es die nötige Schlaueheit besäße und keinem Herrn mehr gewährte, als höchstens einen Kuß, bald im Gold wühlen können. Nur vergeben dürfe sie sich nichts. Jeder müsse sie besitzen wollen, sie müsse auch jedem Hoffnung machen, aber weiter nichts. Sie führte sich selbst als Beispiel an, um ihre Behauptung zu beweisen. Sie erzählte von sich, daß eines Tages ihr Liebhaber, dessen Existenz sie bisher bestritten hatte, sie heimlich verlassen hätte und bei dieser Gelegenheit boshafter Weise ihr Geld, ihre Brillanten und ihre Garderobe mitgenommen habe. Sie hätte nach seiner Flucht nichts mehr besessen als den Kredit bei ihrer Schnelderin. Nachdem sie den bestimmten Plan gefaßt habe, sich an allen Männern für die Untat des einen zu rächen, habe sie den Kredit ausgenutzt, und sich ein riesig elegantes Kostüm anfertigen lassen. In diesem habe sie sich, strahlend in Schönheit, öffentlich gezeigt. Sie schloß ihre Erzählung, indem sie triumphierend ihre Zuhörer, die lauter Kollegen und Kolleginnen waren, aufforderte, sie jetzt anzusehen, im Schmuck ihrer Brillanten, die allein einen Wert von über sechzigtausend Mark haben sollten, und in ihrem herrlichen Kostüm! „Das alles habe ich“, so sagte sie, „geschenkt bekommen, von Anwärtern auf meine

Liebe, aber alle diese gütigen Geber sind nicht aus dem Stadium der Anwartschaft herausgekommen. Gewährt habe ich keinem auch nur so viel!" Dabei schnippte sie mit Daumen und Mittelfinger in die Luft, daß es knallte.

Ich bin auf dem Wege, ein gelehriger Schüler meiner erfolgreichen Kollegin zu werden. Die Sache läßt sich sehr viel versprechend an, und macht mir ein unbändiges Vergnügen. Es ist merkwürdig, daß die Männer gern die größten Opfer bringen, um ein Weib, das sich ihnen versagt, zu erobern und daß sie erst kleinlich werden, wenn sie sich in seinem Besitz befinden.

* * *

Herr Bankier L. hat mich richtig gestern mit dem Rittmeister zusammen spazieren fahren sehen. Nun ist er eifersüchtig wie ein Türke. Ich finde das gottvoll. Ich zeigte ihm das reizende Armband, das mir sein Kollege M. geschenkt hat. Er vermutete, daß ich es von dem Grafen erhalten habe und um diesen bei mir auszustecken, hat er mir einen Brillantschmuck verehrt, der nach meiner Schätzung achttausend Mark wert ist. Dafür habe ich ihm versprechen müssen, ihn auf einer Reise nach Wien zu begleiten, die er in nächster Woche antreten will. Gerührt über die Größe seines Geschenke, habe ich ihm das Versprechen gegeben, mit ihm zu reisen. Ich hoffe aber, daß er auf diesen Wunsch verzichten wird, wenn ich ihn näher

über mich unterrichtet habe. Vor dem Grafen warnte er mich. Der Herr sei ein Schuldenmacher, aus dem kein Markstück herausfalle, wenn man ihn auf den Kopf stelle. Diese Warnung scheint mir nicht unangebracht. Die Bonbonniere war mit einer sehr mittelmäßigen Schokolade gefüllt. Pfui, wie gemein!

* * *

Als heute der Justizrat mich besuchte, hatte ich zu seinem Empfang mein Kostüm à la Otéro angezogen. Ich tanzte vor ihm und sang, indem ich mich halb mit Kastagnetten, halb auf einem Tamburin begleitete. Er war entzückt und klatschte in die Hände. Nach dem Tanz nahm ich das Tamburin und tat, als sehe ich auf allen Stühlen Personen sitzen, bei denen ich einsammeln wolle. Vor jedem leeren Stuhl machte ich einen Knix und hielt das Tamburin, eine Gabe heischend, hin. Er wollte sich ausschütten vor Lachen, wenn ich dann einem garnicht vorhandenen Spender zuredete, recht reichlich zu geben und ihm für seine Gabe, die ebenfalls nur in meiner Phantasie existierte, eine Rußhand zuwarf. Als ich zuletzt zu ihm selbst kam, warf er mir ein paar Goldstücke in das Tamburin. Ich gab ihm einen richtigen Ruß und reichte ihm dann meine Zigaretten.

Er begann alsbald mit großem Behagen zu rauchen, wobei er es liebt, seine langen Beine weit von sich zu

streden. Nun erzählte er mir, daß er glaube, eine passende Wohnung für mich gefunden zu haben. Er bat mich, dieselbe morgen mit ihm zu besichtigen. Sie liege in einer stillen, vornehmen Straße und das Haus sei ein absolut ruhiges. Auch wie er die Wohnung einrichten wolle, erzählte er mir des langen und breiten. Ich hörte ihm wohl eine halbe Stunde lang zu. Schließlich ergriff mich eine unbezwingliche Begier, ihm zu verraten, wer ich eigentlich sei. Zuerst fragte ich ihn, ob er mir dankbar sein würde, wenn ich ihm einen guten Rat erteile. Freudig versicherte er mir, daß er sich gern von mir belehren lasse. Nun bat ich ihn, mich für fünf Minuten zu entschuldigen. Ich eilte in mein Schlafzimmer und verriegelte die Thür hinter mir. Dann riß ich meine Perücke herunter, zog schnell die Frauenkleider aus, und entnahm meinem Koffer einen sorgfältig zusammengelegten Herrenanzug. In kürzester Zeit war die Wandlung vollzogen und ich präsentierte mich in meiner wahren Gestalt dem verlebten Herrn Justizrat.

Ich glaube, daß der Herr selbst über sein Gesicht gelacht haben würde, wenn er es in diesem Augenblick im Spiegel hätte sehen können. Mit offenem Mund und weit aufgerissenen Augen starrte er mich an. Sein Gesicht hatte einen so unbeschreiblich komischen Ausdruck angenommen, daß ich mich nicht länger beherrschen konnte, ich begann laut zu lachen.

Ach, es fiel dem guten Justizrat wirklich schwer, mir zu glauben, daß ich und die imitierte Otéro von vornhin, ein und dieselbe Person sei. Er glaubte, es handele sich um zwei verschiedene Wesen und erst, nachdem er mein Schlafzimmer, das nur die eine, in den Salon führende Thür besaß, sorgfältig nach seinem verschwundenen Liebchen untersucht hatte, siegte bei ihm die Ueberzeugung, daß es sich bei der ihm gespielten Komödie um eine, und nicht um zwei Personen gehandelt habe.

Er besaß Geist genug, nunmehr in mein Dacheinmitleinzustimmen und mich mit jedem Vorwurf zu verschonen.

Er rüftete mir noch fünfhundert Mark und meinte voll harmloser Liebenswürdigkeit, der Witz sei garnicht mit Geld zu bezahlen. Er bat aber sehr dringend um meine Diskretion. Ja, er versprach mir noch eine ganz anständige Summe, wenn ich F. möglichst bald verlassen würde.

Ich aber, gerührt über die gute Miene, die er zu dem bösen Spiel machte, verzichtete auf jede weitere Unterstützung von seiner Seite, und gab ihm das Versprechen, binnen drei Tagen den Staub der Stadt F. von meinen Schuhen zu schütteln.

Darauf schieden wir als gute Freunde.

Graf B., den Schokoladenonkel, habe ich abweisen lassen. Es verlohnt sich nicht, sich mit ihm zu beschäftigen.

Ebenso ist es heute dem allzu stürmischen Bankier M. ergangen. Er hatte sich durch sein Armband nicht ungeschickt bei mir eingeführt, aber da er die Sache so ernst nimmt und dringlich wird, mußte er springen. Nun bleibt mir nur noch mein harmloserer Freund L. Mit ihm will ich mich noch auseinandersetzen. Die Freude, sein verblüfftes Gesicht zu sehen, wenn ich mich als das entpuppe, was ich bin, will ich mir um keinen Preis entgehen lassen. Ist auch er erledigt, so fahre ich nach München.

* * *

Herr L. hat gestern den Fünfuhr-Dee bei mir eingenommen. Er war in einer so vergnügten Laune, daß ich es nicht über mich bringen konnte, ihm dieselbe zu zerstören. Warum auch? Auf einen Tag länger kommt es doch nicht an. Der gute L. hält sich für einen Eroberer, für einen Teufelskerl, der alle seine Rivalen aus dem Sattel gehoben hat. Er weiß auch sehr gut, daß kleine Geschenke die Freundschaft befestigen, und so brachte er mir heute ein reizendes, mit Brillanten besetztes Damensührchen mit, da er in seiner lebenswürdigen Aufmerksamkeit bemerkt hatte, daß mir eine Damenuhr fehlte. Er hat das garnicht weiter merkwürdig gefunden, sondern er

schiennte meiner Angabe glauben, daß mir meine Uhr gestohlen worden sei.

Da ich morgen Abend abreisen will, so habe ich ihn gebeten, morgen mit mir hier im Hotel an der Table d'hôte zu speisen, und dann auf meinem Zimmer den Kaffee mit mir einzunehmen. Hier soll die Enthüllungsfeyer vor sich gehen. Er war hoch entzückt und schwor mir, daß ich sein ganzes Herz besäße. Die Reise, die er mit mir gemeinschaftlich nach Wien unternehmen will, spukt ihm häßlich im Kopf herum. Er will mir morgen von einem großen Modewarenhaus einige Reifemäntel zur Auswahl senden lassen. Ich soll mir auf seine Rechnung einen Mantel aussuchen, ganz nach meinem Geschmack, ohne Ansehung des Preises.

Ob diese galanten Herren auch ihren legitimen Frauen gegenüber stets von so großer Liebenswürdigkeit und Freigebigkeit sind? Ich glaube Grund zu haben, dies stark bezweifeln zu müssen. Ich höre so oft, wenn einmal einer im Laufe der Unterhaltung auf seine Frau zu sprechen kommt, daß dies in einer wegwerfenden Art geschieht, die fast so klingt, als hätte er vor dieser Frau, die doch die Mutter seiner Kinder ist, geradezu einen Abscheu. Ich las einmal einen Ausspruch, der etwa so lautete: Die Ehe ist die Feindin der Liebe. Das mag übertrieben sein, aber ich glaube, daß die Ehe zu mindesten

keine Förderin der Liebe ist. Für mich sind das theoretische Betrachtungen. Ich stehe außerhalb der Reihe derjenigen, die zur Ehe berufen sind.

* * *

Wenn ich mich jemals in einer fatalen Situation befunden habe, so war dies gestern der Fall. Ich hatte mir bis jetzt die Mahlzeiten stets auf meinem Zimmer servieren lassen, da ich aber meinem Freund L. versprochen hatte mit ihm an der Table d'hôte zu speisen, so ließ ich mich um zwei Uhr von ihm zu Tisch führen.

Verteufeltes Pech!

Sieht da ganz seelenvergnügt der scheußliche Baron, der mir im Opernhaus den Beweis geliefert hatte, daß er nicht mit Unrecht im Rufe eines großen Frauenkenners steht.

Er erhob sich sofort, eilte auf mich zu, und küßte mir galant die Hand, aber doch mit einer Vertraulichkeit, wie einer alten Bekannten. Dann stellte er sich dem sehr betroffen dreinblickendem Bankier L. vor, der ihn per Renommé natürlich schon längst kannte.

Herr v. A. bekümmerte sich nicht im geringsten um unsere Zurückhaltung. Er zeigte sich ganz als Herr der Situation und ließ ohne weiteres für uns drei separat decken. Wohl oder übel mußten wir also seine Gesellschaft mit in den Kauf nehmen. Er ist

übrigens ein brillanter Plauderer. Aber plötzlich, zwischen allerlei Anekdoten, erzählte er ganz ungeniert, daß ihm vor einigen Wochen einmal sein Friseur verraten habe, daß an dem betreffenden Abend ein Herr, ein Variétékünstler, so ein Damen-Imitator, die Dreistigkeit haben würde, als Dame verkleidet, die Oper zu besuchen, in welcher gerade an diesem Tage eine Gala-Vorstellung zu Ehren des Großherzogs von K. stattfand. Der Friseur habe dem Kerl eine Damenperücke angefertigt und ihn schon öfter als Dame frisieren müssen. Mein Baron hörte natürlich kaum diese interessante Neuigkeit, als er auch sofort beschloß den Schwindler zu entlarven. Er besorgte sich ein Billet und besuchte die Lohngrein-Vorstellung und musterte mit Kennerblick den Damenflor. Herr L. hatte natürlich keine Ahnung, daß die ganze Erzählung des gesprächigen Barons auf mich gemünzt war. Er fragte den Baron ganz harmlos, ob es ihm gelungen wäre, den verkleideten Herrn zu entdecken, und der Baron erklärte, indem er zu mir herüber blickte, ohne weiteres, daß er den Gesuchten nicht gefunden, daß er vergebens nach dem sonderbaren Heiligen Umschau gehalten habe.

Ich mußte während seiner Erzählung alle Energie zusammennehmen, um mich nicht zu verraten.

Wahrhaftig, ich kann mir das Kompliment machen, daß ich es in der Kunst der Verstellung schon recht weit gebracht habe. Selbst den anscheinend ganz zufällig

auf mich gerichteten Blicken des Barons und seinem Herüberblinzeln hielt ich mit eiserner Ruhe stand, und schließlich, nachdem das Thema von dem verkleideten Herrn nach allen Seiten hin besprochen worden war, ließ man es wieder fallen. Dank der Geschwähligkeit des Herrn Baron und seiner dringenden Bitte den Kaffee mit ihm zusammen im Rauchzimmer einzunehmen, schlug die Stunde des Ausbruchs, ehe wir uns dessen versehen hatten. Um fünf Uhr wurde mein Bankier in irgend einer Generalversammlung erwartet und auch der Baron hielt sich für verpflichtet, ein verabredetes Rendezvous nicht zu versäumen.

Ich atmete erleichtert auf und eilte auf mein Zimmer, das ich bis jetzt noch nicht verlassen habe. Heute vormittag ließ sich der Baron bei mir melden. Ich habe ihn jedoch nicht angenommen. Seine Zudringlichkeit ist mir außerordentlich peinlich. Ich war von dem gestrigen, mit ihm verbrachten Nachmittag, so angegriffen, daß ich meinem Bankier mitteilte, ich sei heute krank und für ihn nicht zu sprechen.

Er hat mir eine Menge Rosen und den neuesten Sensationsroman gesandt. Er will sich morgen nach meinem Befinden erkundigen, er wird mich nicht mehr antreffen. Morgen früh, mit dem ersten Zug, werde ich F. den Rücken lehren. Mein Gepäck ist geordnet, meine Rechnungen bezahlt. Das Zusammentreffen mit dem Baron ist mir auf die Nerven gefallen. Der Mann

wäre imstande, mir die Polizei auf den Hals zu hegen. Zwar weiß ich nicht einmal mit Bestimmtheit, ob er mich für den verkleideten Herrn hält, oder ob es mir doch gelungen ist, ihn zu täuschen. Einerlei, er ist ein gefährlicher Mensch, der sich nicht mit bloßen Nebenarten abspelsen läßt, wie die anderen. Er ist auch unverheiratet, und scheut sich keineswegs vor einem Skandal, im Gegenteil, er würde sich freuen, einen solchen herbeizuführen. Solchen Leuten geht man aus dem Wege.

* * *

Drei Monate sind vergangen, seit ich F. verlassen habe. Welche Irrfahrten, welche Gefahren liegen hinter mir! Eine wahre Sucht nach Abenteuern hatte mich ergriffen.

Ich bin von F. nicht direkt nach München gereist, wie ich anfangs beabsichtigte. Ich habe, der Vorsicht wegen, in Nürnberg den Zug verlassen und mich von dort nach Straßburg begeben. Von Straßburg aus habe ich Frankreich einen Besuch abgestattet, besonders zog mich Paris an. Dann habe ich noch eine ganze Reihe deutscher Städte unsicher gemacht.

Überall habe ich gefunden, daß, je größer die Stadt ist, umso leichtgläubiger die Menschen sind. Die Großstädter sind an das Außergewöhnliche, an das Wunderbare derart gewöhnt, daß sie selbst das Unglaubliche nicht in Erstaunen zu versetzen vermag. Mit ihnen

ist viel leichter fertig werden, als mit den Leuten aus mittleren oder gar kleinen Städten, mit denen ich nichts zu tun haben will. London, die größte Stadt, müßte für mich ein wahres Eldorado sein. Aber leider lehrt man auf den Gymnasien die englische Sprache nicht und ohne diese wenigstens leidlich zu beherrschen, hat für mich die Sache keinen Zweck.

Heute sitze ich in Leipzig. Ich habe soeben noch einmal die Aufzeichnungen über den Beginn meiner Abenteuererlaufbahn in F. durchflogen. In F. ließ sich die Sache ganz lustig an, aber nicht immer ging es so glatt ab, wie dort. Schon in Straßburg fing das Trauern an, wie so richtig bereits ein altes Soldatenlied sagt. Dort entging ich mit knapper Not einer Verhaftung. In Paris habe ich mit großem Glück den Kniff von dem schwerzugänglichen „Mädchen aus der Fremde“ angewandt. Im großen und ganzen habe ich viel Glück gehabt. Frechheit, sei sie angeboren oder mit Mühe angelehrt, ist ein kostbares Gut. Jetzt stehe ich im Begriff, mein Engagement in Berlin anzutreten. Nun kann auch ich von mir sagen:

„Seht her, das bin ich jetzt! Ich habe mein Bankkonto! Ich habe ein Vermögen an Brillanten, ich habe eine Garderobe, wie eine Weltkame, und ich habe Verehrer, wie eine — Halbweltkame.“



Betrachtungen am Christ- und am Sylvester-Abend.





Es ist Weihnachtsabend. Ich bin wieder in Berlin, in meiner alten Wohnung. Das Zimmer war zufällig frei, als ich vor vier Wochen hier anlangte und ich habe es sofort bezogen, obwohl es klein ist und vier Stock hoch liegt. Aber ich kenne die Wirtin und die Wirtin kennt mich und das arme Weib ist froh, wenn es seine Zimmer vermietet hat. Dabei ist die Vermieterin eine anständige Person, was man nicht von allen Zimmer-Vermieterinnen sagen kann. Als ich in meiner eleganten Damen-Tollette vor ihr stand, erkannte sie mich zuerst nicht, und da ihrem geübten Blick die Sache nicht ganz richtig vorzukommen schien, hätte sie mich wohl gar abgewiesen, wenn ich nicht rechtzeitig mein Inkognito gelüftet hätte.

Das Weihnachtsfest blizt für viele Menschen die schönsten Erinnerungen aus der Kinderzeit und diese Erinnerungen umgeben in ihren Augen das Fest mit einem Glorienschein, der unverwischbar bleibt. Für mich blizt das Fest keine Erinnerungen, die es mir besonders lieb und wert machen könnten. Im Elternhause empfand ich

an diesem Abend, mehr noch als sonst, daß ich hinter meinen Bruder zurückgesetzt wurde, und die Lieblosigkeit meiner Mutter erpreßte mir abends, wenn ich in meinem Bett lag, bittere Tränen.

Und seit ich in der Fremde bin, seit ich mich unter das „fahrende Volk“ gemischt habe, habe ich auch keine Weihnachtsabende aufzuweisen, die mit den Christkind-Bauber näher gebracht hätten. Wir treten an dem Abend auf, oder wir treten nicht auf, je nachdem, wie das gerade in der betreffenden Stadt oder in dem Etablissement Brauch ist. Mir hat niemals jemand an diesem Abend den Weihnachtsbaum angezündet. Die verheirateten Artisten widmen sich ihren Familien und die unverheirateten Kollegen gehen zu ihren Geliebten oder in gewisse Kneipen, in denen sie Stammgäste sind und wo ihnen vom Wirt ein Weihnachtsbaum mit vielen Lichtern angezündet wird. Sie revanchieren sich durch kleine Geschenke und den vermehrten Konsum von Wein und Bier.

Ich habe mich nur einmal an so einer gemeinsamen Weihnachtsfeier beteiligt und ihr keinen Geschmack abgewinnen können. Noch weniger Freude kann ich mir von einer Beteiligung an einer Weihnachtsfeier versprechen, die von den Leuten, denen ich mich zurechnen muß, veranstaltet wird. Hier in Berlin, wo die sogenannten Homosexuellen unter sich ganz geschlossene Kreise bilden und alle Feste, sowohl die kirchlichen, als

auch die Familienfeste innerhalb dieser Vereinigungen gemeinsam begangen werden, wäre es für mich leicht gewesen, mich an einer solchen Feier zu beteiligen. Aber, so gern ich einmal ein lustiges Tanzkränzchen oder eine Kabarett-Vorstellung der mir Gleichgearteten besuche, so ungern beteilige ich mich an Festen, die in jedem der Teilnehmer traurige Erinnerungen auslösen. Über diese kann keinem hinweggeholfen werden und selbst die Späße des einen oder des anderen, der mit erzwungener Lustigkeit eine frohlichere Stimmung zu erzeugen bestrebt ist, haben nur für kurze Augenblicke Erfolg.

Wenn ich heute zurückblicke, auf die Ereignisse des letzten Jahres, so tue ich das mit dem bangen Herzklopfen eines Kaufmannes, dessen Jahresbilanz ihm seinen Bankerott anzeigt.

Es genügte mir nicht, den Leuten von der Bühne herab, mich als Weib zu präsentieren und wie ein solches zu tanzen und zu singen. Das, sagte ich mir, können andere auch. Mein Ehrgeiz ging weiter. Ich wollte auch im Leben die Rolle spielen, die ich mir für die Bühne einstudiert hatte. Und ich habe das mit Erfolg getan. Ich habe Leute gefunden, die mich unechtes Weib für echt hielten und mich besitzen wollten. Diese Narren wurden willig zahlende Opfer. Nur selten ist es mir passiert, daß eines derselben auffällig wurde, wenn ich meine Maske fallen ließ, oder, wenn ich — was auch vor-

gekommen ist — gegen meinen Willen vorzeitig „entlarvt“ wurde. Auf Kosten dieser begehrlichen Männer, die einen Ehebruch begehen, als ob es sich um eine ganz selbstverständliche Sache handele, habe ich mich bereichert, das ist wahr. Ich stehe in gewisser Beziehung niedriger, als die Dirne, die sich für Geld verkauft. Sie ist im Vergleich zu mir ein ehrliches Geschöpf, denn ihr Handel vollzieht sich nach den Gebräuchen, nach welchen jedes Geschäft abgeschlossen wird. Hier die Ware — da das Geld. Ich nahm das Geld ohne Gegenleistung. Ach, und so oft machte ich mich obendrein noch über die Dummköpfe lustig, die mir in das Garn gegangen waren.

Ich bin ein anderer geworden, in der Zeit, in welcher ich von Berlin fort war. Berlin ist die Stadt geblieben, die die Nacht zum Tage macht, das lebensstolle, heitere, reiche Berlin, die glänzendste unter den Städten des deutschen Reichs.

Heute sehe ich dies Berlin mit anderen Augen an, als damals, als ich glaubte, man habe hier nur auf mich und meinen Roman gewartet. Wie töricht, wie kindisch war ich damals! Und doch, ich möchte noch einmal die unwissende, kindliche Einfalt besitzen, in der ich mir einbildete ein Titan zu sein, in der ich wähnte, die Welt verbessern zu können, in der ich glaubte, ein zweiter Messias zu werden.

Man hat mir meine Ideale mit rauher Hand zer-

trümmert! Ich mußte lernen, mich selbst verleugnen. Ich bin das geworden, was ich werden mußte und was sie alle werden müssen, die zu ewiger Verstellung und Heuchelei gezwungen sind, der eine mehr, der andere weniger — Lügner, Schwindler.

Gegen andere ist mir das Lügen zur Gewohnheit geworden, gegen mich aber will ich offen sein. Ich mache mir über mich keine Illusionen mehr.

Und doch bereue ich nicht, was ich getan habe. Selbst heute abend nicht, am Abend des Christfestes, an dem ich mich, was lange nicht der Fall war, einmal wieder mit mir beschäftigte. Die Beschäftigung ist nicht erfreulich, aber darin bin ich nicht verwöhnt, das ist sie fast nie gewesen. Ich bin ein Lügner und Betrüger. Ein Lügner war ich schon früher — unbewußt, jetzt bin ich ein solcher ganz bewußt und ein Betrüger dazu. Ich bin mir darüber ganz klar, ich weiß, wie man das bezeichnet, was ich getan habe. Aber ebenso klar bin ich mir darüber, daß ich nichts bereue. Ich kann es nicht. Würde ich so tun, es wäre Heuchelei gegen mich, und gegen mich will ich doch immer ganz offen bleiben. Warum ich nichts bereue und warum ich weiter auf dem Wege gehen werde, der zum Abgrund führen muß, das weiß ich selbst nicht, aber ich weiß, daß ich muß. Diese, von mir eingeschlagene Schwindlerlaufbahn hat mir das Gut genommen, auf das ich früher einmal stolz war, und

das ich mir früher für immer zu erhalten gedachte, die Achtung vor mir selbst. Aber die hat schon einen starken Knack erhalten, als mich der Hunger zwang, mich auszustellen. Hätte ich damals den Mut gehabt, mich zu töten, dann hätte ich die Achtung vor mir selbst mit ins Grab genommen. So aber ist sie mir flöten gegangen. Schade drum, aber selig ist, wer vergißt u. s. w.

Nun, das eine weiß ich, nicht die Sucht nach Reichthum und Glanz, erklärt allein meine Abenteuerlust, diese Abenteuerlust, die sich in Lug und Schwindel austobt.

O, nein, es lebt in mir ein Drang, ein undefinierbares Sehnen, das nur auf kurze Zeit zu stillen ist, oder besser gesagt, sich betäuben läßt, und das ist jedesmal zu der Zeit der Fall, wenn ich mich in eins meiner unechten Liebesabenteuer gestürzt habe, das mich dann vollkommen in Anspruch nimmt, das, wenn auch nicht mein Herz, so doch meinen Verstand beschäftigt, und meine Nerven in eine Aufregung und Spannung versetzt, die mir unentbehrlich geworden ist.

Diese ungestillte Sehnsucht, die in meiner Brust wohnt, klage ich an! Sie hat mir die Achtung vor mir selbst gekostet! Sie hat mich zum Schwindler gemacht! Sie stürzt mich von einer Gefahr in die andere! Ich kenne sie und ich fürchte sie, aber ich kann ihrer nicht Herr werden! Ich weiß es, diese Sehnsucht, wird sich nie erfüllen, sie ist der Drang nach dem,

was Mensch und Tier gestattet ist, ja, zur Notwendigkeit wird, der Drang nach betätigender Liebe und dessen Stillung mir versagt ist.

Ich bin mir über meine Gefühle klar geworden, in mancher schlaflos verbrachten Nacht, in der ich mich verzweifelt in meinem Bett hin- und hergeworfen habe, mein Leben verfluchend und den Tod herbeisehnend.

Ach, die Liebe, die unsere größten Dichter so schön besungen haben, die dem Menschen das höchste, das vollkommenste Glück zu bringen vermag, die kann in der Brust desjenigen zu einem HölLENbrand werden, der sich ausgestoßen fühlt, aus der Reihe der Seligen, die sich ihr hingeben dürfen mit Leib und Seele.

Ein strenges Gesetz bestraft denjenigen mit Gefängnis und mit dem Verlust seiner bürgerlichen Ehrenrechte, der, wie ich geartet ist, und der, einem inneren Naturtrieb folgend, nicht das Weib, sondern den Mann lieben muß. Ach, ich meine ja mit dieser Liebe nicht, wie man vielfach annimmt, die Begehung oder auch nur die Absicht der Begehung einer jener ekelhaften Handlungen, wie man sie uns so gern nachsagt, die den Abscheu gegen uns hervorgerufen haben und wach erhalten. Uns wird unsere Veranlagung gefahrvoll, wenn wir uns nur nach einem Kuß, nach einer Umarmung desjenigen sehnen, den wir lieben, denn das Gesetz kann in diesem Kuß, in dieser Umarmung ein Verbrechen sehn. Es kann annehmen, daß wir beab-

sichtigten, mit diesem Kuß oder dieser Umarmung unsere Sinnenlust zu befriedigen, und darauf steht strenge Strafe.

Um sich zu vergegenwärtigen, was das für uns heißt, muß man bedenken, daß bei uns die Natur in einen männlichen Körper die weibliche Psyche gelegt hat. Wenn wir den Mann lieben, so tun wir dies, weil wir zu ihm in demselben Verhältnis stehen, wie das wirkliche Weib. Dasselbe Vergehen, aus dem uns ein Strick gedreht werden kann, wird tagtäglich millionenfach begangen von Männern an Frauen, von Frauen an Männern, indem sie sich küssen oder sich umarmen. Wir werden für das bestraft, was bei allen anderen ganz natürlich gefunden wird, und das, solange es noch Burschen und Mädchen und Dichter gibt, in Liedern gefeiert und besungen werden wird. Wir aber werden durch das Gesetz dem Heer der Erpresser ausgeliefert, das aus unserem Unglück reiche Gewinne zieht.

Die Behörden kennen das Treiben dieser Erpresser, sie wissen, mit welcher Zähigkeit sie sich an ihre Opfer anklammern und sie wissen auch, welche Kniffe von diesen Leuten angewandt werden, um einen Fall zu konstruieren, der es ihnen ermöglicht, ihr Opfer fest in die Hand zu bekommen. Und doch wird jeder Anzeige zuerst Glauben geschenkt und der Beschuldigte wird in eine Untersuchung verwickelt, die ihn, selbst wenn er seine Unschuld beweisen kann, für sein ganzes Leben brandmarkt. So ist die

Polizei, so ist das Gesetz, Werkzeug und Waffe einer Sorte von Banditen, die weit niedriger zu bewerten ist, als der Einbrecher und Wegelagerer.

Mir selbst, dem man, wie Herr Wehldorf sagte, schon auf hundert Schritt ansieht, daß ich „so einer“ bin, ist es natürlich schon mehr als ein Duzendmal passiert, daß sich Erpresser an mich heran gemacht haben.

Je nach der Situation habe ich mich losgelaufen, oder ich bin mit zur Polizeiwache gegangen. Mein Beruf bringt es mit sich, daß ich nicht zu leugnen brauche, daß ich auch „so einer“ bin, findet man doch gerade unter den Artisten viele meinesgleichen. Oft entflieht der Erpresser, wenn er sieht, daß sein Opfer allen Ernstes den Weg zur Polizei nicht scheut, manchmal aber, ist er auch hartnäckig genug, seine erlogenen Behauptungen vor der Polizei zu wiederholen, und dann erwachsen dem Angeschuldigten Unannehmlichkeiten in Menge.

Einmal verdankte ich es nur einem Zufall, daß ich vor einer langen Untersuchungshaft bewahrt blieb. Einer dieser sauberen Gefellen hatte sich in die Nähe einer Bedürfnisanstalt postiert, und als ich arglos dieselbe besuchte, folgte er mir, und — da wir beide allein waren arrangierte er schnell den Trick mit der aufgerissenen Hose. Er verlangte mein Portemonnaie, meine Uhr und meine Ringe, wenn ich mir Unannehmlichkeiten ersparen wollte. Ich bot ihm zwanzig Mark, aber der freche Patron

wies dieselben zurück und da ich nicht mehr opfern wollte, rief er nach einem Schutzmann. Bald befand ich mich, von dem Erpresser und einem Schutzmann eskortiert, auf dem Weg zur Polizeiwache. Zu meinem großen Glück sah ein Herr meinen Transport und erriet den Zusammenhang. Ihm selbst war einige Tage vorher an demselben Ort dasselbe Abenteuer mit demselben Menschen passiert, damals hatte er, um allen Weltläufigkeiten zu entgehen, die Forderungen des Erpressers bewilligt, und war so von ihm los gekommen. Jetzt folgte dieser Herr uns unbemerkt bis auf die Polizeiwache, und dort beantragte er die Verhaftung des Erpressers, die auch sofort vollzogen wurde. Der Ankläger war nämlich ein in der Stadt ansässiger, sehr geachteter Herr. Mir, dem fahrenden Künstler, würde man kaum glauben haben.

Noch heute gedenke ich des Herrn mit inniger Dankbarkeit, er hatte, als an ihm die Erpressung vorgenommen wurde, lieber ein großes Opfer gebracht, als sich, als ein Mann bloßgestellt, der kein wirklicher Mann war. Als er aber sah, daß auch ich ein Opfer des Erpressers geworden war, ließ er alle Rücksichten fallen und rettete mich. Man findet diesen Mut bei den sogenannten Homosexuellen nicht häufig.

Es ist spät geworden. Ich will meine Betrachtungen für heute schließen. Wie viele glückliche Kinder mag der heutige Abend im Glanz der Weihnachtskerzen gesehen

haben, sie werden jetzt in ihren Betten von den schönen Sachen träumen, die sie von lieber Hand geschenkt erhielten. Was für Träume wird mir die Nacht bringen?

* * *

Ich habe heute auch mein Weihnachtsgeschenk erhalten. Kurt hatte gehofft, es würde noch am Weihnachtsabend in meine Hände gelangen, nun hat es mir der Postbote erst heute, am zweiten Weihnachtstag, gebracht. Das Geschenk ist ein gemeinsames Bild von ihm, seiner Frau und seinem Stammhalter. Ein lieber, guter Brief begleitete die Gabe. Wie glücklich sehen die drei auf dem Bild aus. Der dicke, kräftige Bub, die selig lächelnde Mutter, die ihn auf den Armen hält, und der frohgemute Kurt. Ich kann meinen Blick von den dreien nicht wenden. Wäre ich ihnen nicht so gut, ich könnte sie beneiden.

* * *

Ich hatte längere Zeit über wenig mit Kurt korrespondiert. Er war mir etwas aus dem Gedächtnis geraten, ich wollte auch gar nicht an ihn denken. Ihm mitzuteilen, was ich über mich erfahren hatte, dazu hatte ich mich auch nie entschließen können, denn er ist von denselben Vorurteilen befangen, wie alle normalen Menschen. Er kannte aber meine alte Berliner Adresse und ein Zufall wollte es, daß ich mich gerade wieder in

meiner früheren Wohnung befand, als sein Brief und die Photographie anlangten. Über mich hatte ich ihm früher einmal mitgeteilt, daß ich Reisender in einem Seidenwarenhause sei. Von meiner Artistenlaufbahn und allem, was drum und dran hängt, hat er keine Ahnung. Er würde es nicht verstehen, wie ich dazu kommen konnte, diesen Beruf zu ergreifen.

Heute habe ich ihm geschrieben, welche Freude er mir mit seiner Weihnachtsendung bereitet hat. Wie groß diese Freude gewesen ist, wird er wohl kaum ermessen können. Wie wohl einem doch das Bewußtsein tut, daß es noch einen Menschen gibt, der an uns denkt und an uns glaubt.

* * *

Morgen trete ich zum letzten Mal in Berlin auf. Mein Engagement ist nicht prolongiert worden. Einige andere Angebote habe ich ausgeschlagen. Ich habe keinen Gefallen mehr an diesem Tanzen und Springen in Weiberkleidern auf der Bühne herum. Kurt's Brief und das Bild haben mich aufgerüttelt. Das sind Menschen! Ich verdiene kaum diesen Namen, ich bin eine Puppe, ein Hanswurst. Wenn ich nun doch noch einmal den Versuch mache, aus dem Leben herauszukommen, welches ich die letzten Jahre über geführt habe! Wenn ich alle meine Energie zusammen nehme, wenn ich, anstatt in

Weiberkleidern zu schwindeln, in Männerkleidern mich einer ernstern Arbeit widme, ob ich dann nicht doch noch zurück könnte! Ich bin ja heute nicht mittellos, ich bin ja heute nicht gleich dem Hunger preisgegeben, wenn es mir nicht sofort gelingen sollte, festen Fuß zu fassen.

Ach, heraus aus diesem Sumpf!

Einmal wieder freie, frische Luft schöpfen, welche Wohltat wäre das!

* * *

Heute ist Sylvesterabend.

Die Vorstellung wurde früher als sonst beendet. Ich habe bereits meine Gage erhalten. Vielleicht ist der heutige Abend der letzte meiner Artistenlaufbahn gewesen.

Was ich anfangen werde, weiß ich noch nicht. Nur das eine weiß ich, daß ich arbeiten will. Irgend etwas, eine rechthaffene, ehrliche Arbeit suche ich. Ich will Kurt offen in die Augen sehen können, wenn wir uns einmal begegnen sollten. Und ich sehne mich nach einem Wiedersehen mit ihm. Darum habe ich ihm auch gleichzeitig mit meinem Neujahrswunsch geschrieben, daß ich im Januar Ferien habe. Vielleicht versteht er den Wink.

Ach, da draußen auf dem Land wird meine Seele den Frieden finden, dem sie seit Jahren nachgejagt ist, aber der ihr in dem Gewühl der großen Städte nie werden wird.

Kurt, solltest du noch einmal mein Retter werden, mein Retter vor mir selbst!?

Ihr drei auf dem Bild strahlt ein Glück aus, das auf die übergeht, die sich in seinem Anblick versenken.

Ach, was wißt ihr von dem Schmutz, durch den ich gewartet bin! Aus ihm will ich mich zu euch flüchten.

Ich bitte euch, nehmt mich auf!

Ich habe auch während meines jetzigen Aufenthaltes in Berlin wieder oft in den Kreisen verkehrt, denen ich nun einmal zugehöre. Dieser schnelle Anschluß an dieselben ist nur in Berlin möglich, wo die sogenannten Homosexuellen gewissermaßen eine feste Gemeinde unter sich bilden, die sich wieder in zahlreiche kleinere Zirkel teilt.

Aber sei es, daß ich durch meine lange Abwesenheit von Berlin, dem Verkehr mit ihnen entfremdet worden bin, oder daß ich jetzt einen klareren Blick und ein geschärfteres Ohr besitze, kurzum, vieles, was mir seinerzeit nicht sonderlich auffiel, ist mir jetzt nicht entgangen. Seinerzeit flüchtete ich zu ihnen, als ich mich von den anderen Menschen ausgestoßen wähnte, sie erschienen mir in meiner Seelennot als Gleichgesinnte, als Freunde, als Brüder, jetzt möchte ich diese Bezeichnungen doch nicht mehr so verallgemeinern, als damals.

Ich habe unter ihnen viele kennen gelernt, die in hohem Grade meine Achtung, meine Bewunderung wach-

gerufen haben, ich habe aber auch genug kennen gelernt, denen ich in weitem Bogen aus dem Wege gehe.

Die weibliche Psyche ist millionenfach verschieden, und diese Verschiedenheit läßt es wohl erklären, daß man die Frau ein ewig ungelöstes Rätsel nennt. Die Psyche der Homosexuellen, ist ganz ähnlich der des Weibes, in allem, auch in ihrer millionenfachen Verschiedenheit. Und so kommt es, daß ich unter ihnen Menschen kennen lernte, die alle die Tugenden des hochherzigen, edlen Weibes in ihrer Brust tragen, die liebevolle Aufopferung, das hohe Pflichtgefühl, die verzehrende Rücksicht gegen andere. Diese Menschen sind anbetungswürdig. Einzelne von ihnen haben Großes geleistet und ihre Namen werden noch von der Nachwelt rühmend genannt werden. Viele von ihnen sind als Erzieher der Jugend an dem Platze, für den die Natur sie geschaffen zu haben scheint. Ihre liebevolle, man kann sagen, mütterliche Fürsorge für ihre Schüler, bedingt es, daß diese sie aufrichtig verehren, und das gewissenhafte Eindringen in den Charakter eines jeden ihrer Schüler, zeitigt Resultate, die an das Wunderbare grenzen. Das sind die edlen Dulder, die ihre Verbitterung überwunden, die sich durchgerungen haben, und die nun ihr Leben damit verbringen, anderen zu nützen, während sie selbst für sich nichts beanspruchen.

Diesen gegenüber stehen in unzähligen Abstufungen diejenigen, die nie entsagen lernen werden, die sich auf-

bäumen gegen die Ungerechtigkeit der Natur und der Menschen. Viele von ihnen machen, des ewigen Kampfes mit den Vorurteilen der Menschen müde, mit sich selbst, ein vorzeitiges Ende, viele kämpfen ihr ganzes Leben lang. Das ist ein Kampf gegen das Gesetz. Sie kämpfen mit unterschiedlichem Glück, manche werden nie gefaßt, die meisten aber ereilt früher oder später das Gefängnis.

Anderer aber, und auch deren Zahl ist nicht klein, ergeben sich der Prostitution. Ob das auch ein Erbteil der weiblichen Psyche ist? Zeitigt die Prostitution beim Weib einen Zustand, dem man trotz aller Verachtung ein gut Teil Mitleid nicht versagt, so wirkt die männliche Prostitution gemein, scheußlich, ekelhaft. Dieselben Abstufungen, wie sie sich bei der weiblichen Prostitution zeigen, gewahrt man bei der männlichen. Wie man bei jener, von der eleganten Kokotte bis zu der in Lumpen geküllten Straßendirne, eine ganze Reihe von Klassifizierungen vornehmen könnte, so auch bei dieser, vom eleganten im Zylinder und in Lackstiefeln einhertänzenden Dandy, bis herunter zum schäbigen, abgerissenen Karree-läufer, dem es im Sommer nichts ungewohntes ist, seine Nächte unter freiem Himmel zuzubringen, und der sich im Winter auch einmal dazu versteht, Schnee zu schaufeln oder Kohlen zu tragen, wenn ihn in seinem Geschäft der Erfolg im Stiche läßt.

Es ist traurig, daß gerade diese männliche

Prostitution denjenigen Recht zu geben scheint, die den § 175 des Strafgesetzbuches für notwendig halten. Aber sie sollten doch bedenken, daß es ungerecht ist, für die Verfehlungen einzelner, alle diejenigen büßen zu lassen, die zu dem „Dritten Geschlecht“ gehören. Der wachsamsten Sittenpolizei sind die Anhänger der männlichen Prostitution ebenfogut bekannt, wie die Vertreterinnen der weiblichen. Aber in der gesetzlichen Behandlung dessen, was beide als ihr Gewerbe betrachten, tritt eine große Verschiedenartigkeit zu Tage. Die weibliche Prostituierte wird unter strenge polizeiliche Observanz genommen, eine große Anzahl von Vorschriften, deren Befolgung für sie eine Unmöglichkeit ist, sorgt dafür, daß die Polizei, fast nach Belieben, Strafen größeren oder geringeren Umfangs über sie verhängen kann. Für das, was sie tut, wird sie verantwortlich gemacht, sie, der passive Teil. Anders verhält es sich bei der männlichen Prostitution. Bei dieser wird nur der aktive Teil zur Rechenschaft gezogen und der passive kann daher leicht zum Expreßer an demjenigen werden, dessen Verführer er war.

Ah, das sind nun Betrachtungen, die ich am Sylvesterabend anstelle, während man draußen dem neuen Jahr entgegenjubelt.

Die Glocken läuten von den Türmen und das wüste Geschrei, mit dem alljährlich unter den Linden und in der Friedrichstraße das alte Jahr zu Grabe getragen und

das neue angejubelt wird, dringt bis in meine stille Stube.

Vor mir, auf dem Schreibtisch, steht das Bild Kurts, seiner Frau und seines Kindes. Euch winke ich zu! Euch wünsche ich von ganzem Herzen ein glückliches neues Jahr!

* * *

In der Nacht ist ein herrliches Frostwetter eingetreten, ein leichter Schneefall verleiht Berlin das rechte winterliche Gepräge.

Mein Herz jubelt. Ich möchte es allen Leuten zurufen: „Seht her, dieser Mann, dieser Kurt Rosenstock hat mich eingeladen, vier Wochen im Kreise seiner Familie zu verbringen!“

Ach, dort werde ich Heilung und Gesundung finden. Gleiber Gott, dem größten Sünder soll ja, wenn er Buße tut, verziehen werden! Warum sollte es für mich zur Umkehr zu spät sein?

* * *

Übermorgen reise ich. O, wie freue ich mich auf diese Reise! Ich habe mir das Haar kürzen lassen und die Härchen, die mir auf der Oberlippe sprossen, sind nicht mehr weggeästert worden, seit ich den Entschluß ge-

faßt habe, Kurt zu besuchen. In jedem Morgen betrachte ich liebevoll diese winzigen blonden Stoppeln, für deren sorgfältige Rasur ich bisher ängstlich sorgte. Das war damals, als ich noch in den Unterröcken einherging. Wie lange liegt die Zeit hinter mir. Jetzt möchte ich gern in wenigen Tagen diese Härchen zu einem mächtigen Schnurrbart entwickeln. O, nur Geduld, er wird schon kommen. Ich habe mir berbe Stiefeln gekauft, auswattelte Röcke und einen Pelzmantel, der meiner Gestalt einen Umfang verleiht, der imposant wirken muß.

Meine Ringe lasse ich hier bis auf den einen, den Kurt mir einst auf dem Gymnasium geschenkt hatte. Der Türkis ist noch blau, die Freundschaft also noch echt.

Alle Weiberkleider sind sorgfältig verpackt, meine Wirtin behält sie in Obhut und ich ziehe nach dem Süden in eine reinere Luft.

* * *

Ich zähle die Stunden bis zu meiner Abreise. Morgen um diese Zeit bin ich schon längst unterwegs.

Der Zug fährt vom Anhalter Bahnhof ab, ich muß schon vor acht Uhr dort sein. Ich werde in der Nacht nur wenig schlafen, weil ich in steter Angst bin, ich könnte den Zug versäumen. Ich bin wirklich so nervös, wie ich mich nicht erinnere früher je gewesen zu sein. Wo ist

heute meine Kaltblütigkeit hin, auf deren Besitz ich mir so viel einbildete!

Ach, ich komme mir jetzt schon vor, wie ein ganz anderer. Ich werde wochenlang mit Menschen verkehren, die mich lieben, und denen ich Liebe, Verehrung und Dankbarkeit entgegenbringe. So mal wieder Mensch unter Menschen sein zu dürfen, ganz gleichberechtigt, was ist das doch für ein kostbares Gefühl.

Ich weiß nicht, ob das, was ich meinem Tagebuch in der Christnacht und in der Sylvesternacht anvertraut habe, den Beifall derer finden würde, die es zunächst angeht. Wenn ich das, was ich geschrieben habe, in einer unserer Versammlungen vortragen würde, ich würde wohl auf manchen Widerspruch stoßen und auch aus den Reihen unserer Gegner dürfte ich nicht auf Beifall zählen. Aber Papier ist geduldig, so kann ich auf ihm, unwidersprochen, den Gedanken Raum geben, die meine Seele erfüllen und Erklärungen suchen für Dinge, die mich naturgemäß eifrig beschäftigen.

Ich bin kein Weltreformer. Die Tage, an denen ich an mich glaubte, gehören der Zeit an, in der ich noch der „reine Tor“ war, der die Welt und die Menschen mit hellen Rinderaugen ansah. Ich habe nie in unseren Versammlungen gesprochen, und die Ansichten, die ich mir gebildet habe, habe ich für mich behalten.

Nur eine ist es, die werde ich vielleicht einmal

öffentlich vertreten. Ich weiß nicht einmal, ob sie ganz neu ist, aber es gibt wohl kaum etwas, was andere vor uns nicht auch schon gedacht hätten, und selbst auf die Gefahr hin, daß mich jemand des Plagiats zeihen würde, wäre ich imstande, diese Ansicht zu veröffentlichen. Vielleicht würde ein anderer, der eine weiter schallende, stärkere Stimme besitzt, den Gedanken aufgreifen. Die Sache verdient es wohl, ernst genommen zu werden.

Es gibt Vorgänge im Seelenleben einer jeden Frau, die ein Mann nie verstehen wird. Der Mann bleibt einseitig, auch wenn er sich noch so eindringlich und ernst mit dem Studium eines Frauencharakters beschäftigt. Diesen ganz ergründen zu können, das ist nur der Frau vorbehalten. Aber auch nur derjenigen, die über den künstlich eng gehaltenen Gesichtskreis der meisten Frauen, hinaus, sich einen unparteilichen Blick für das Leben aneignen hat. Die moderne Frauenbewegung wird fordern müssen, daß eine solche Frau in dem Tribunal vertreten ist, das über Vergehen und Verbrechen, die einer Frau zur Last gelegt werden, zu Gericht sitzt. Eine solche Frau wird auf die Beurteilung des Falles von selten der Richter aufklärend einzuwirken vermögen.

Dies Recht der Frau müßte auch uns werden.

Was in unserer Brust vorgeht, unsere Gefühle und Empfindungen kann weder Frau noch Mann verstehen, sicher ist unser Seelenleben noch komplizierter, als dasjenige

der Frau. Und dann — wer versucht es denn auch uns zu verstehen? Der Umgang mit uns ist so wenig verlockend, daß sich niemand die Mühe gibt, uns verstehen zu lernen.

Darin sind wir weit schlechter gestellt, als die Frau.

Aber auch über unsere Verbrechen sollte nur zu Gericht sitzen, wer die Motive, aus denen sie entsprungen sind, verstehen kann. Und das kann nur einer der unsrigen.

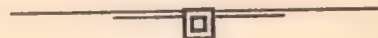
Ach, vielleicht kommt noch einmal die Zeit, in der man auch uns mehr Mitleid und Duldung zeigt, in der man in uns Unglückliche sieht, die keine Schuld an ihrem Unglück tragen. — —

Doch wozu jetzt Betrachtungen herauf beschwören, die dazu angetan sind, einem den guten Mut zu nehmen.

Ich will glücklich sein, und ich werde glücklich sein, ich fahre ja morgen zu meinem Retter.



Bei Kurt Rosenstock.





Wie statlich sah er aus, als er mich am Bahnhof in Empfang nahm. Er hob mich in den Schlitten hinein, fast als wäre ich ein Kind.

Trotz meines dicken Pelzmantels komme ich mir ihm gegenüber doch recht klein und zimperlich vor.

Heiße, mit Schellengeläute ging es durch den hohen Schnee die Landstraße entlang.

An der Schwelle des Herrenhauses begrüßte uns Frau Sybille. Um wie vieles hübscher und sympathischer ist sie doch noch in Wirklichkeit, als auf dem Bild. Sie ist nur um eine Hand breit kleiner als Kurt, so ein echtes Germanenweib, groß, blond, blauäugig, lieb und treu. Man muß diese Frau ansehen, wenn man die Hochachtung vor dem Weib verloren hat, dann wird man sie wieder erlangen. Der Junge, der nach seinem Großvater den Namen Gebhard erhalten hat, aber von allen nur Gebb genannt wird, macht zwar erst seine ersten Gehversuche, fühlt sich jedoch schon ganz als Herr im Hause. Und tatsächlich ordnet sich ihm alles unter, selbst sein Vater.

Mir hat man ein schönes Edzimmer angewiesen, von dessen Fenstern aus ich auf weite, beschneite Fluren sehe, durch die sich quer hindurch eine lange, von Bäumen eingesäumte Chaussee hinzieht. Im Hintergrund schließen bewaldete Berge das stille, friedliche Panorama ab.

In diesem reinen, blendend weißen Schnee, der sich wie ein großes Plantuch vor mir ausbreitet, ist kein einziger Fußtapfen zu sehen, das kommt mir Großstädter vor, wie etwas ganz neues, noch nie gesehenes.

* * *

Wir hatten uns viel zu erzählen, und wir haben das nach dem Abendessen, beim trauten Scheln einer Petroleumlampe, auch ausgiebig getan, Frau Sybille saß dabei und hörte aufmerksam zu. Sie betrachtet mich manchmal verstohlen, mit einem leichten Lächeln auf den Lippen. Sie mag es wohl nicht recht fassen, daß dieser große, starke Kurt gerade an so einem blonden, schwächlichen Bürschchen seinen Gefallen fand, und daß er gerade diesen zu seinem Freund erhob und ihm in Freundschaft treu geblieben ist.

Auch Kurt war, als er mich am Bahnhof in Empfang nahm, etwas erstaunt, daß ich mich so wenig zum Mann entwickelt habe, er meinte, ich sähe noch ganz

so aus, wie damals auf dem Gymnasium, als er mich hinter der Post zum Spaziergang erwartete. Nun, etwas größer bin ich seitdem doch geworden, aber das hat er in seiner Freude ganz übersehen.

* * *

Ich habe bei Tisch Angewohnheiten angenommen, die lächerlich erscheinen müssen. Ich muß besser auf mich achten. Ich muß mich von ihnen völlig emanzipieren. Das kommt davon, wenn man solange die Dame gespielt hat, da ist es schwer, sich gleich wieder in der Herrenrolle zurecht zu finden.

* * *

Kurt will, daß ich mich an einer Treibjagd beteilige. Diese Treibjagd soll übermorgen stattfinden.

Gestern bin ich mit ihm ausgeritten und heute fühle ich mich nach diesem Ritt, wie zerschlagen. Ich habe früher oft diejenigen beneidet, die auf stolzen Rossen hochmütig an den Fußgängern vorüber traben. Heute beneide ich sie nicht mehr. Heute empfinde ich ein aufrichtiges Mitleid mit ihnen. Ich kann mich kaum setzen, und wenn ich sitze, vermag ich nicht wieder aufzustehen. Kurt lacht über mich. Er sagt, das gäbe sich mit der

Zeit. Aber ich glaube nicht, daß dies bei mir der Fall sein wird. Frau Sybille fühlt Mitleid mit mir, sie hat mir Hirschtalg gegeben.

* * *

Mein Gott, war das heute ein Tag. Um sechs Uhr früh, bei völliger Dunkelheit bestiegen wir den Schlitten. Kurt hatte mir hohe Stiefel aufgenöthigt, die mir um das mehrfache zu groß waren. Die Hohlräume in denselben waren von mir bestens mit Taschentüchern und Strümpfen ausgestopft, was aber nicht verhinderte, daß ich mich in diesen Stiefeln nur mit Mühe von meinem Zimmer herunter bis zum Schlitten bewegen konnte. Mein Jagdkostüm vervollständigte ein bider Pelzrock meines Gastgebers, und eine Jagdmütze, unter welcher mein Kopf fast vollständig verschwand. Das Schlimmste war, daß mir Kurt ein wirkliches Gewehr in die Hand drückte. Er hat mich zwar schon mehrfach in der Handhabung eines solchen unterrichtet, und ich habe auch, meinen Mut zusammennehmend, seinen Willen getan und ein paar Schüsse abgegeben, aber es gehört wirklich die ganze Verblendung Kurts dazu, um zu glauben, daß aus mir jemals noch ein großer Schütze werden wird. Aber er ist einmal so, was er sich wünscht, das glaubt er. Ich glaube, er denkt sogar, ich würde hier auf dem Land,

unter seiner Aufsicht und unter Frau Sybillens Pflege gar noch wachsen.

Um acht Uhr langten wir am Sammelplatz an. Wir trafen da, in einem großen, gut geheizten Walbhaus noch etwa zwanzig Förster und Gutsherren aus der Nachbarschaft an, die nur auf uns gewartet zu haben schienen, um sofort das Tagewerk mit einem ausgiebigen Frühstück zu beginnen.

Die Herren waren alle gut verproviantiert und entwickelten einen Appetit, der mich aus dem Staunen gar nicht herauskommen ließ. Noch vor dem Beginn des Frühstücks wurde ich von Kurt sämtlichen Herren vorgestellt, ich möchte sagen, als Meerwunder herumgereicht. Sie alle betrachteten mich mit mehr oder weniger freundlichem Staunen, waren mir gegenüber aber voll Aufmerksamkeit und Liebenswürdigkeit. Einige legten eine fast väterliche Besorgnis für mich an den Tag. Sie gaben mir viele gute Ratschläge für mein Debüt als Jäger. Leider sprachen sie alle einen so unverfälschten süddeutschen Dialekt, daß ich nur wenig von dem verstand, was sie mir sagten. Das Zutrinken ist eine viel angewandte Sitte bei ihnen. Mir fiel es schwer, den an mich in dieser Hinsicht herantretenden Forderungen nachzukommen.

Die Treiber wurden ausgeschiedt, und die Schützenkette wurde gebildet, ein alter Oberförster hatte die Leitung.

Ich kam dicht neben einen älteren Herrn zu stehen, der noch um einen Kopf größer war, als Kurt. Ein wahrer Riese ist dieser Herr Horlacher. Er besitzt einen Körperumfang, der ganz seiner Größe entspricht. Sein Gewehr nimmt sich in seinen Händen, wie ein Kinderspielzeug aus. Eine derbe Gutmütigkeit spricht aus seinen wettergebräunten Zügen, die ein mächtiger, graumellter Bart umrahmt. Die große, nicht nur vom Frost stark gerötete Nase, ließ ihn mir gleich als einen Mann erscheinen, der einem guten Trunk nicht aus dem Wege geht.

Darin hatte ich mich denn auch nicht getäuscht. Die Unterhaltung mit mir, knüpfte er damit an, daß er mir seine große Rognatflasche hinhielt, und mich durch freundliches Zureden bewog, derselben einen starken Schluck zu entnehmen.

Auf meine Einwendung, daß ich fürchte, betrunken zu werden, da ich schon viel getrunken habe, meinte er, ich sollte keine Angst haben, wenn ein Hase käme, würde ich ihn wohl noch sehen können, dann sollte ich mich nur schnell hinter einen Baum stellen, damit ich nicht überannt würde.

So etwa lautete seine gutgemeinte Warnung in das Hochdeutsche übersetzt.

Um die Unterhaltung nicht einschlafen zu lassen, erwähnte er des öfteren, in einem Ton höchster Befriedigung, daß er noch nie in Berlin gewesen sei. Es genüge ihm

auch schon, daß er in mir einmal einen echten Berliner zu sehen bekommen habe, weiter verlange er gar nichts, man dürfe nicht unbeschelden sein. Seine Scherze begleitete ein dröhnendes Lachen, das die Aste von den Bäumen aufschreckte.

Trotz der anregenden Unterhaltung des Herrn Horlacher begann ich bald sehr empfindlich zu frieren. Als er bemerkte, daß mir gegen die Kälte auch sein Rognat nicht half, zog er seinen Überrock aus und gab ihn mir zum Anziehen. Ich sträubte mich zwar anfänglich, aber er redete mir so freundlich zu, daß ich schließlich dankend annahm. Der Rock, der mir wie ein Mantel bis auf die Füße herabfiel, hat mir dann auch vorzügliche Dienste getan.

Die Schüsse knallten schon rechts und links, als endlich auch mein Nachbar zum Schuß kam. Er brachte mit einem vorzüglichen Blattschuß einen Zwölfsender zur Strecke. Ich sah, wie die Kugel einschlug, und das schöne Tier, nach einem gewaltigen Satz, zuerst in die Vorderbeine sank und sich dann todesmatt auf die Seite legte und verendete. Das rote Blut rann aus der Wunde in den weißen Schnee.

Als später unsere Plätze gewechselt wurden, hat mein Nachbar noch einige Stück Wild erlegt und er war am Nachmittag, als das Treiben aufgehoben wurde, von dem Resultat seiner Arbeit sehr befriedigt.

Zu mir meinte er, als ich ihm dankend seinen Überroch zurückgab, daß er anfangs geglaubt habe, die Nachbarschaft des kleinen Berliners würde ihm Unglück bringen.

Nun freute er sich, daß dies nicht der Fall gewesen war.

Ich bin während der Jagd nicht zum Schuß gekommen, und das Wild des Höriger Forstes kann mir nicht den Vorwurf machen, daß ich danach getrachtet hätte, seinen Bestand zu verringern. Im Gegenteil, ich kann wohl sagen, daß das Abschließen des Wildes auf mich nicht den Eindruck gemacht hat, als wenn dies für mich je ein Vergnügen werden würde.

Nein, ich kann nicht mit ruhiger Hand das Leben eines dieser schönen Tiere vernichten. Der Anblick des erlegten Wildes rief mein Mitleid in so starkem Maße hervor, daß ich fast geweint hätte. Diese Männer, denen die Ausübung der Jagd die höchste Wonne ist, sind nicht nur in ihrem Aeußeren, sondern auch in ihren Gefühlen, so ganz anders geartet, als ich.

Nach der Jagd wurde wieder gegessen.

Diesmal in dem Gasthaus eines schön gelegenen Dorfes. Während des Essens und nach demselben wurde viel Wein getrunken. Ich mußte, da mir oft zutrunkene wurde, tüchtig mittun, ich habe wohl in meinem Leben noch nicht soviel Wein auf einem Sitz getrunken, als bei dieser Gelegenheit. Nach der ausgestandenen Kälte erhitzte

sich bei Essen und Trinken das Blut und auch ich wurde gesprächiger, als ich dies bisher gewesen war.

Einmal schoß mir der Gedanke durch den Kopf, was die Herren wohl für Augen machten, wenn ich mich an das Klavier setzen und eins meiner Clansonettenlieder singen würde, oder wenn ich mir von der Frau des Wirtes Frauenkleider ausborgen würde und ihnen hier etwas vortanzte. Der Wein war mir derart zu Kopf gestiegen, daß ich mich gewaltig zusammenreißen mußte, um den Gedanken niederzuzwingen.

Wie war ich froh, als wir endlich wieder im Schloß saßen. Jetzt tat unseren erhitzten Köpfen die kalte Luft gut und in einem besseren Zustand, als wir selbst angenommen hatten, langten wir auf dem Guts-
hof an.

Frau Sybille empfing uns, obwohl sie sich wegen unseres langen Ausbleibens etwas geärgert hatte, mit freundlichem Gesicht und — einem starken, schwarzen Kaffee.

* * *

Gestern habe ich auch Kurts Mutter kennen gelernt, seinen Vater kannte ich ja schon von jener Zeit her, als er sich bemühte, Kurt aus der Untersuchungshaft loszubekommen. Beide Eltern sind zum Besuch hier angelangt.

Welch eine liebe, gütige Frau ist diese alte Frau Rosenstod. Ach, eine solche Mutter zu haben, das Glück kann nur der ermessen, der, so wie ich, es entbehren mußte.

Wirklich, es ist für den kein Kunststück gut und rechtschaffen zu bleiben, über dessen Kindheit zwei solche Mutteraugen gewacht haben. Welche Güte spricht aus ihrem lieben, faltigen, von weißen Haaren umrahmten Gesicht, und welcher Stolz und welche Zärtlichkeit spricht aus ihren noch so hellstrahlenden, blauen Augen, wenn ihr Bild auf ihrem Sohn Kurt ruht, oder wenn sie den kleinen Gebb auf ihren Knien schaukelt. Ihren gütig zusprechenden Worten und den freundlich ernstern Blicken der Matrone ordnet sich selbst Gebb willig unter, dem sonst weder die Größe seines Vaters, noch die Würde seines Großvaters, auch nur im Geringsten zu imponieren vermag.

Wenn das schöne Bild, welches das Familienleben im Hause Kurts bietet, noch vervollkommen werden konnte, so ist das jetzt der Fall, seit Kurts Eltern hier sind. Mit diesen reinen, guten Menschen darf ich stündlich verkehren, sie schätzen und lieben mich und freuen sich meiner Anwesenheit. Sie blicken nicht mit Verachtung auf mich, sondern sie sehen mich an, als einen ihresgleichen und als Freund. Mir kommt das vor, wie eine Absolution.

*

*

*

Zum ersten Mal seit Wochen habe ich das Bett verlassen.

Inzwischen ist die Schneelandschaft vor meinen Fenstern verschwunden. Schwarzbraune Äder und junge grüne Saatsfelder waren unter der Schneedecke verborgen.

Der Märzwind fegt über das Land und bläht die blauen Ritteln der pflügenden Knechte. Der Frühling hat früh eingesezt. Der Landwirt benutzt die Günst der Witterung und beginnt mit der Feldarbeit.

Mein rechtes Bein trägt einen starken Gipsverband, der Knochcn des Oberschenkels war gebrochen. Auch eine Rippe hatte ich mir bei dem Sturz vom Pferde verknackt. Das kam daher, daß ich es Kurt gleich tun wollte, der mit seinem Braunen über einen Graben setzte, um den Weg zur Schneidemühle abzukürzen. Mein Pferd lehnte den Sprung über den Graben ab und da ich ihm die Reitpeitsche zu fühlen gab, bäumte es auf, warf mich herunter und lief zum Hof zurück. Ich war unglücklicherweise gegen einen Stapel Bretter geschleudert worden und hatte dabei schwere Verletzungen erlitten.

Bewußungslos wurde ich in das Herrenhaus getragen und erst, als der aus dem Dorf herbeigeholte Arzt mir das gebrochene Bein bandagierte, riß mich der heftige Schmerz aus meiner Ohnmacht.

Kurt machte sich heftige Vorwürfe. Er behauptete, die Schuld an meinem Unfall zu tragen. Er war ganz

verzweifelt. Er meinte, er hätte mir immer Unglück gebracht, schon auf dem Gymnasium. Er wäre mein Führer gewesen, nur durch seine Schuld sei ich gescheitert worden.

Ich habe ihn beruhigt und ihm gesagt, daß alles zu meinem Glück ausgeschlagen sei. Hätte ich studiert, wäre ich wohl nur ein mittelmäßiger Arzt, so sei ich ein tüchtiger Kaufmann geworden, der viel Geld verdiene und früh in eine unabhängige Stellung aufgerückt sei. So tröstete er sich denn nach und nach und jetzt ist er selbst davon überzeugt, daß damals die ganze Sache zu meinem Vortell so gekommen ist, wie sie kam.

An meinem Sturz vom Pferd ist er wirklich schuldlos. Nur zehn Schritte von der Stelle, an welcher ich über den Graben setzen wollte, befindet sich die Brücke und mein Pferd lenkte immer wieder seine Schritte dieser Brücke zu, es dachte wohl nicht mit unrecht, daß ich Kurt nicht alles nachzumachen brauche. Als ich aber auf meinen Willen bestand und es gar schlug, wollte es mit mir unvernünftigen Reitermann überhaupt nichts mehr zu tun haben.

Die Eltern Kurts sind wieder abgereist, und Kurt ist vom Morgen bis zum Abend mit seinen Knechten auf dem Feld. Nur mittags kommt er zu mir, und während ich esse, sitzt er neben meinem Bett und unterhält sich mit mir.

Frau Sybille sorgt dafür, daß es mir an nichts fehlt. Wirklich, mein Beinbruch und die eingedrückten Rippen sind mir noch nicht einen Augenblick leid geworden, sie haben mich die Banne kennen gelehrt, von lieben, sorgenden Menschen gepflegt zu werden.

* * *

Kurt hatte vor meinem Sturz sich öfter im Scherz als Mittelsmann vorgeschlagen, er wollte mir eine Frau besorgen, die zu mir passen würde, eine hübsche Pfarrers-tochter. Ich hatte dazu zwar nur gelacht, aber es hatte mir doch gefallen, daß er mich für einen Mann hielt, der in der Lage wäre eine Frau glücklich zu machen. Zudem hatten er und auch Frau Sybille das Töchterchen des Pfarrers in gar verlockenden Farben geschildert.

Nach dem Sturz ist Kurt auf dies Thema nicht wieder zu sprechen gekommen. Als mein Bein gerichtet und der Verband angelegt wurde, hat er wohl gesehen, daß ich ein anderer bin, oder der Arzt hat es ihm gesagt. Ob ich einmal offen mit ihm über mein Unglück spreche? Ich fühle, daß sich eine Scheidewand zwischen uns zu schließen beginnt.

* * *

Heute kam Frau Sybille in mein Zimmer, sie trug Gebh auf dem Arm und der Junge hielt in seinen Armen,

haden Häufchen einige Schneeglöckchen, die er mir gab. Diese Schneeglöckchen lege ich in mein Tagebuch, sie sollen mir eine Erinnerung sein, an die glücklichen Tage, die ich hier verlebt habe.

* * *

Ich habe mit Kurt gesprochen. Es war mir unsagbar peinlich, aber ich hielt es für richtig. Das ist das Schlimme, daß man unseren Geburtsfehler leicht als ein Übel ansieht, an dem wir selbst Schuld tragen.

Auch Kurt ist von diesem Vorurteil nicht ganz frei, obwohl er es vermied, dasselbe auszusprechen. Aber unsereiner hat mit der Zeit ein feines Gefühl dafür bekommen, ob er verstanden wird oder nicht.

Er hatte heute mittag, als ich mit ihm darüber sprach, nur wenig Zeit. Sein Abschied war hastiger als sonst. Es drängte ihn, von mir fortzukommen.

Ich war nahe daran zu weinen, als ich wieder allein war. Es hatte sich meiner eine tiefe Niedergeschlagenheit bemächtigt, die erst wich, als mir Frau Sybille selbst den Nachmittagskaffee brachte. Das hat sie sonst nie getan. Ich glaube, daß diese schöne, große Frau ein ungemein feines Empfinden hat. Kurt wird ihr erzählt haben, daß ich davon angefangen habe und daß er so etwas nicht hören könne und fortgelaufen sei, da ist sie denn ge-

kommen um kein Gefühl der Kränkung bei mir aufkommen zu lassen.

Sie erzählte mir von den kleinen Begebenheiten in der Wirtschaft und kam dann auf ein taubstummes Mädchen zu sprechen, das sie in den Dienst genommen hat. Sie schilderte, wie das Mädchen unter ihrem Unglück zu leiden habe und fügte hinzu, daß wir, die wir unsere fünf gesunden Sinne hätten, doch sehr glücklich wären, im Vergleich zu solch taubstummen oder gar blinden Menschenkindern.

Ich bin ihr für diese Worte sehr dankbar. Sie haben mir Trost gebracht. Auch dachte ich an den Brief der guten, alten Brigitte, in dem sie mich dulden lehren wollte, im Hinblick auf andere, die noch unglücklicher seien, als ich.

* * *

Gestern ist der Gipsverband abgenommen worden. Meine Gehversuche fallen nun schon ganz günstig aus. Kurt hat seine helle Freude daran. Es scheint, daß er wieder ganz der alte, liebe, gute Kerl ist. Besser als ich, wird ihm wohl Frau Sybille klar gemacht haben, daß ein unverschuldetes Unglück billigerweise keinem Menschen zum Vorwurf gemacht werden kann. Es ist merkwürdig, daß Frauen für uns mehr Mitleid fühlen und ein besseres Verständnis zeigen, als Männer.

Trotzdem drängt es mich fort von hier. Seit mein Geheimnis verraten ist, bietet mir der Aufenthalt hier nicht mehr die ungemischte Freude, die ich anfangs hier empfand.

Jeder, auf mich gerichtete Blick, beginnt mir peinlich zu werden und ich habe das Gefühl, daß man sich in seinen Reden vorzieht, um mich nicht zu verletzen.

Ich muß an den Auszug aus meinem Paradies denken und ich weiß, daß ich nie wieder dahin zurückkehren werde.

* * *

Morgen fahre ich wieder nach Berlin. Man hat auch keinen ernstlichen Versuch gemacht, mich länger zurückzuhalten, hat sich doch mein Aufenthalt schon über Gebühr lange ausgedehnt. Man wird aufatmen, wenn ich fort bin.

Der Aufenthalt hier hat mir den ersehnten Frieden nicht gebracht. Er hat mir in unmittelbarer Nähe ein Glück gezeigt, dessen ich nie teilhaftig werden kann. Das Sehnen in meiner Brust ist nicht gestillt, es ist mit neuer Kraft erwacht und es wird mich weiter treiben, wie der Sturm das Schiff auf hohem Meer. Für mein Schiff gibt es keinen rettenden Hafen, und so wird es wohl irgendwo zerschellen und zu Grunde gehen. Trotz all der Liebe, die mir hier entgegen gebracht wurde, reißt ich von hier fort, mit einem tiefen Stich im Herzen.

Was soll ich beginnen?

Ich mag nicht an meine Zukunft denken. Am liebsten würde ich irgend einen versteckten Winkel auffuchen und dort mein Leben, fern von allen Menschen, verbringen.

Jetzt kann ich begreifen, daß es Menschen gibt, für die das Einsiedlertum eine Rettung vor dem Selbstmord bedeutet.

Ich war glücklicher, ehe ich hierherkam, als ich es jetzt bin. Wäre ich nicht gekommen, sie hätten hier nie eine Ahnung davon gehabt, unter welchem Übel ich leide und ich hätte nie ein Glück kennen gelernt, so schön, so rein, wie dies Familienleben Kurts.

Ach, wenn er mit Gebb spielt, wie strahlen da seine Augen und wie stolz klingt dann sein: Gebb, mein Junge, mein Junge!

Ich möchte ja auch überwinden, alle Wünsche in mir ertöten, auf jeden Anspruch auf Glück verzichten, aber mein Wille ist schwach, ich unterliege in dem Kampf, das Sehnen in meiner Brust, das wilde, nicht zu dämpfende Sehnen bleibt Sieger.

Morgen nehme ich Abschied von hier. Ich küsse Frau Sybille die Hand, sie lächelt gütig und mild und wünscht mir glückliche Reise. Klein-Gebb reicht mir Blumen und Kurt begleitet mich zur Bahn. Ich bedanke mich für alles, er lacht mich aus und sagt, daß ich mich

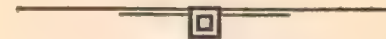
nicht zu bedanken habe, der Zug kommt, ich stielge ein, noch ein Gruß und ein Händedruck und fort geht's.

Ich fahre einer ungewissen Zukunft entgegen, nein, nicht einmal einer ungewissen, sondern der Zukunft, die uns vorgeschrieben ist, uns, die wir nicht entsagen können — Gefängnis oder Tod. Er fährt zurück zu Frau und Kind und freut sich, daß sein Haus wieder rein ist.

So wird es sein.



Das Ende.





Vier Wochen war ich in Berlin. Es waren vier tolle Wochen. Ich habe sie ausschließlich unter denen zugebracht, die sich gern die „Vernünftigen“ nennen, und die jeden normalen Mann, als einen „Unvernünftigen“ bezeichnen. Ich habe die Bälle besucht, auf denen Männer Frauenkleider tragen und die Bälle, auf denen Frauen in Männerkleidern tanzen. Ich war täglicher Gast in den Restaurants, in welchen der Kellner „Obersche“ und der Herr Müller „Müllersche“ genannt wird, ich war immer unter meinesgleichen.

Ich habe es aufgegeben, ein anderer sein zu wollen, als ich nun einmal bin. Niemand kann aus seiner Haut heraus.

Vor acht Tagen verließ ich die Wohnung meiner Wirtin in demselben Damenkostüm, in dem ich im November vorigen Jahres meinen Einzug in Berlin gehalten hatte. Mit Sack und Pack fuhr ich nach Wien.

Von dort flüchtete ich in die Lorbeerhaine Abbazias. Hier wohne ich in einem Hotel, das einen

Erzherzog beherbergt, es wimmelt in dem Hotel von österreichischen und ungarischen Aristokraten.

Die Gräfin S. wird viel beachtet, man macht ihr den Hof, aber sie hat sich noch für keinen entschieden, sie ist vorsichtig. Diese Gräfin S. weiß, was sie will, ich kenne sie genau, die hübsche Blondine, denn ich bin selbst die Gräfin S.

* * *

Heute war Blumenkorso. Mein Wagen war in eine Rosenlaube verwandelt. Er war einer der schönsten. Am Hotel Bellevue entwickelte sich eine heftige Konfettischlacht. Ein Herr nahm einer Blumenverkäuferin ihren ganzen Vorrat an Blumen ab, und schüttete den Korb über mir aus. Wie dieser Herr mich dabei ansah!

Ich meine, noch nie zwei so schöne, dunkle Augen gesehen zu haben. Mit dem möchte ich keinen Flirt beginnen, dem gegenüber wäre mein Herz wohl nicht stark genug.

* * *

Ich habe ihn wiedergesehen, heute morgen beim Frühkonzert. Er kreuzte absichtlich meinen Weg.

Er grüßte und ich dankte. Er ist wirklich sehr schön. —

Ich ärgere mich, daß sich meine Gedanken so viel mit ihm beschäftigen. Ich will mich nicht verlieben. Die Erinnerung an Edgar Töpfer soll mich vor der Wiederholung solcher Dummheit bewahren.

* * *

Heute hat er vor meinem Hotel auf mich gewartet, und ist mir auf einem Spaziergang nach Bosseca gefolgt. Er ging immer hinter mir her, aber er hatte nicht den Mut, mich anzureden. Schade!

* * *

O, so ein verliebter Mann! Er ist in mein Hotel gezogen. Heute traf ich ihn auf der Treppe. Als er grüßte, konnte ich wieder einen Blick aus seinen weichen, schwächenden Augen erfassen. Diese Augen sind sehr gefährlich. Ich befinde mich in einer nervösen Aufregung, die mich quält und peinigt. Den Vicomte de L. habe ich heute sehr grob angelassen. Ich glaube, er kommt nicht wieder. Auch mein ungarischer Magnat hatte unter meiner schlechten Laune zu leiden. Er tut mir leid, aber ich kann ihm nicht helfen. Kann ich mir doch selbst nicht helfen.

* * *

Ich muß von hier fort. Ich halte es nicht länger aus. Ich fühle, wie ich alle Kraft, alle Selbstbeherrschung

über mich verliere. Seit ich gestern mit ihm gesprochen habe — er bot mir seinen geschützteren Platz an, auf dem Riume-Dampfer — da weiß ich, daß ich ihn liebe.

Meine Gedanken sind nur noch bei ihm. Meine Augen suchen ihn beim Konzert, auf der Promenade, im Besesaal, bei Tisch — immer und überall.

Das ist dieselbe Leidenschaft, über die ich bei anderen so oft gespottet habe. Ich hielt mich gegen sie gefeit. Ich hatte ja mit der Liebe gespielt, mit der Liebe anderer und sie mir tributpflichtig gemacht, weil ich stets bei diesem Spiel der Stärkere, der Unbesiegbare war.

Jetzt will sich diese, von mir verhöhnte und verspottete Liebe rächen.

Er heißt Alfred, ich nenne ihn in meinen lautlosen Selbstgesprächen Fredy. Das klingt so zärtlich und weich. In Gedanken unterhalte ich mich viel mit ihm, besser gesagt, ständig.

* * *

So kann es nicht weiter gehn. Ich gehe dabei zu Grunde. Ich sehe ihn, ich spreche ihn täglich. Wir fahren zusammen aus, wir schaukeln uns gemeinsam im Rahn, wir streifen durch die Umgegend, wir sind unzertrennlich.

Was soll daraus werden. Ich fühle es, er liebt

mich nicht weniger, als ich ihn. Nur mein aristokratischer Name läßt ihn nicht wagen, mir seine Liebe zu gestehen. Ein Glück, daß dem so ist. Was sollte ich ihm antworten? Würde ich Kraft genug haben, ihn zurückzuweisen?

* * *

Ich hab's. Ich reise morgen früh nach Triest und fahre von dort nach Venedig. Er darf von meiner Abreise nichts erfahren. Er wird mich vergessen, wie ich versuchen werde, ihn zu vergessen. Es muß sein. Ich kann ihm das Glück nicht bieten, das er sucht, darum flüchte ich ihn. Niemals soll er erfahren, wer ich bin.

* * *

Ach Venedig! Wie oft las ich Schilderungen von dir, du stolze Königin der Meere! Wie schwach und blaß sind doch diese Schilderungen gewesen.

Deine Kanäle durchfahre ich in einer zierlichen Gondel an seiner Seite, deine Kunstschätze genieße ich an seiner Seite, deine engen Straßen durchstreife ich an seiner Seite, an seiner Seite fahre ich zum Lido.

Er hat meine Spur verfolgt, der Instinkt der Liebe zeigte ihm den rechten Weg. Schon wenige Stunden nach mir langte er in Venedig an.

Im Speisesaal des alten Nobil-Palastes, der zum Tagebuch einer männlichen Braut.

Hotel d'Italia umgewandelt worden ist, sahen wir uns wieder.

Tränen standen ihm in den Augen, als er meine Hand an seine Lippen presste und auch ich war nahe daran, meine Fassung zu verlieren.

„Wie konnten Sie mir das tun?“ Das waren die einzigen Worte, die er zu meiner Begrüßung hervorstimmen konnte.

Kein Wort von Liebe war seither zwischen uns gefallen, aber nun sind die Schranken gebrochen.

Sel es denn! Rache dich, du von mir verhöhnte und verspottete Liebe!

Ich lasse mich von den Wellen tragen, mögen sie mich dem finsternen Orkus entgegentreiben! Jetzt lebe ich noch im Lande der Seligen.

Ein Augenblick, gelebt im Paradies, ist nicht zu teuer mit dem Tod bezahlt.

* * *

Was ich befürchtete ist eingetreten. Fredy hat mich, sein Weib zu werden. Ich habe versucht, ihm den Gedanken auszureden, aber ich habe nicht gewagt, ihm die Wahrheit über mich zu sagen. Ich weiß, das ist schändlich von mir, aber ich kann nicht, ich kann nicht!

Soll ich wieder flehn? Ich habe nicht die Kraft

dazu. Seine Nähe ist mir unentbehrlich geworden. Ich würde sterben ohne ihn.

Ach, ich hielt mein Herz für so fest umpanzert, und nun hat es sich so schwach gezeigt.

Er liebt mich ebenso rasend, wie ich ihn. Er hat seinen Eltern von mir berichtet, er will mich ihnen zuführen, als ihre Tochter.

Ich leide entsetzlich. Ich zittere bei dem Gedanken, daß ihm die Entdeckung des Spiels, das ich mit ihm getrieben habe, sein Herz brechen wird.

Augenblicke des Vergessens bringen mir an seiner Seite höchste Glückseligkeit, ihnen folgen Stunden tiefster Niedergeschlagenheit.

Er ist blind in seiner Liebe zu mir. Was ich ihm über meine Familie und alles das mitgeteilt habe, was mich angeht, er glaubt es, ohne es nachzuprüfen.

Mein Griechisch, mein Latein, kurz alles das, was der Obersekundaner eines Gymnasiums mit heißem Bemühen gelernt hat, scheint ihm für eine Dame ein so überreiches Wissen, daß er mich anstaunt. Aber nicht einmal steigt in ihm der geringste Verdacht auf. Ist das erst einmal der Fall, dann bin ich verloren.

* * *

Ich habe seinen Bitten nachgegeben, ich reise mit ihm nach L., seiner Heimatstadt. Es ist Wahnsinn, daß

Ich es tue, ich weiß es, aber ich bin ja auch wahnsinnig. Ich bin verliebt, bis zur Raserei!

Ach, wenn ich ein Weib wäre, das Weib, das er in mir vermutet, mit tausend Wonnen würde ich mich ihm hingeben, ganz, ganz. In einem wilden Liebesringen möchte ich, die Lippen auf seine Lippen gepreßt, in seinen Armen meine Seele aushauchen.

Aber ich bin kein Weib und er darf nicht ahnen, daß ich keins bin. Und so muß ich ein wachsamer Hüter des Feuers sein, das in mir tobt und das mich verzehrt, gegen das es keine Rettung für mich gibt.

* * *

Von Verona sind wir mit dem Express über den Brenner gefahren, eine herrliche Fahrt. Wir standen zusammen am Fenster unseres Roupees und nahmen die Wunder der Alpenwelt in uns auf. Das war schön, sehr schön. Er hatte seinen Arm um meine Taille geschlungen und ich hatte meinen Kopf an seine Brust gelegt. So standen wir und ich genoß die Stunde. Ich hatte vergessen, wer ich war. Ich hatte vergessen, daß ich ein Geheimnis vor ihm verberge, dessen Entdeckung ihm und mir eine Herzenswunde reißen wird, an der wir verbluten werden. Und weil ich alles das vergessen hatte, war ich glücklich.

Wir haben hier in München Station gemacht. Ich habe vorgeschützt, daß ich noch einige Kleider haben muß, ehe wir nach L. reisen.

Mehr wie sonst, bin ich darauf bedacht, auf meine Toilette Sorgfalt zu verwenden.

Er wohnt, wie in Venedig, in demselben Hotel, in dem ich wohne, wir sind bei allen Mahlzeiten und bei allen Ausgängen unzertrennlich. Ich muß die Reise nach L. hinausschieben, solange es geht. Ich fürchte mich vor dieser Stadt, in der ich nicht ganz unbekannt bin.

* * *

Die Motte fliegt in das Licht, dem sicheren Untergang entgegen, ich fahre nach L.

Wir sind vierzehn Tage in München gewesen, meine Toiletten sind in Ordnung gebracht, wir müssen weiter, Fredys Urlaub läuft ab.

Er hat hier die Verlobungsringe gekauft und mir mit einem Kuß meinen Ring an den Finger gesteckt.

Einen Augenblick kam mir der Gedanke, als ich ihn so ergriffen vor mir stehen sah, ihm zu Füßen zu stürzen und ihm meine ganze Schuld zu bekennen. Aber ich konnte nicht. Der Gedanke, daß es dann für immer aus sein wird mit meinem Glück, hielt mich zurück. Ich

weiß ja, es muß einmal ein Ende nehmen, aber jetzt noch nicht, nur jetzt noch nicht. Ich klammere mich an jede Stunde, an jede Minute.

* * *

Ich war gestern Abend in Fredys Familie. Man kam mir mit viel aufrichtiger Wärme und Lebenswürdigkeit entgegen, in die sich allerdings eine gewisse Ehrfurcht mischte, die mein Name und mein Reichthum den Herrschaften einflößte. Ach, wenn sie wüßten!

Ich war etwas befangen, obwohl ich mich nach Kräften zusammen nahm. Außer seinen, schon bejahrten Eltern, und seinen Geschwistern lernte ich noch einige Verwandte, die sich nach und nach einstellten, kennen. Sie alle sind Leute, denen die Ehrlichkeit und Rechtchaffenheit auf die Stirn geschrieben ist.

Es ist für mich eine furchtbare Qual, allen diesen harmlosen Menschen meine Komödie vorzuspielen. Ich war glücklich, als mich Fredy endlich in das Hotel zurückgeleitete.

Heute war im Hause seiner Eltern eine kleine Verlobungsfeier, der auch einige Freunde Fredys beiwohnten. Sie toasteten auf uns und tranken auf unser Glück. Seine Verlobung mit einer reichen Gräfin hat Fredy auch Neider eingetragen, das habe ich wohl bemerkt. Er aber sieht das nicht. Er strahlt vor Glück über die Ver-

wunderung, die ich bei seinen Verwandten und Freunden hervorrufe.

Am nächsten Sonntag sollen wir Besuche machen. Mich schaubert.

* * *

Ich habe mich krank gemeldet. Ich habe auch Fredy nicht vorgelassen, nur seine Mutter konnte ich nicht abweisen lassen, als sie sich nach meinem Befinden erkundigte. Mich in einem Duzend Familien herumschleifen zu lassen, das halte ich nicht aus. Ich bin sowieso mit meinen Nerven am Ende. Ach, wenn ich doch den Mut fände, zu fliehen.

Seine Mutter möchte sich am liebsten ganz in meinem Hotelzimmer einquartieren, oder mich in ihre Wohnung nehmen, um mich besser pflegen zu können. Ich habe aber beides bestimmt abgelehnt. Die würdige Dame ließ mich empfinden, daß es in ihren Augen nicht ganz schicklich für eine junge Dame sei, so allein im Hotel zu wohnen. Ich sagte ihr, daß ich meine Gesellschafterin wegen eines Trauerfalls beurlaubt habe.

* * *

Es wird viel über die Festsetzung des Hochzeitstages gesprochen. Ich suche den Termin hinauszuschieben, so lange es möglich ist. Die Besuche habe ich mit Fredy

erlebt, es war das fürchterlichste Spleßrutenlaufen, das sich nur denken läßt. Man kam mir in einigen Familien recht reserviert entgegen. Fredy hat das nicht bemerkt, aber mir entging es nicht. Ein gewisser Affessor v. R., dem die gräfliche Familie H., deren Namen ich trage, bekannt ist, nahm mich in ein förmliches Kreuzverhör.

* * *

Heute passierte mir eine unangenehme Sache. Ich war morgens damit beschäftigt mich zu rasieren. Ich hatte mich gerade eingeseift, als auf der Straße, durch das Aufeinanderfahren zweier Wagen der elektrischen Straßenbahn ein lautes Lärmen entstand. Ich eilte an das offene Fenster, ohne daran zu denken, daß dem Hotel gegenüber eine Familie D. wohnt, die mit Fredy befreundet ist. Ich fürchte, ich bin gesehen worden, denn auch Herr und Frau D. waren auf den Balkon geeilt. Ich sah sie nachher durch die Gardinen aufmerksam zu mir herüber-spähen.

* * *

Es ist höchste Zeit — ich muß fort. Man arbeitet gegen mich. Affessor v. R. war gestern bei Familie D. Ich weiß, daß man mich beobachtet.

Ich merke, daß Fredys Freunde diesen bereits gewarnt haben. Fredy erkundigte sich genauer, als bisher

nach meinen Familien-Verhältnissen. Er möchte mich verteidigen und ich soll ihm dazu Material liefern.

Ach, wenn ich das könnte.

Er glaubt an mich felsenfest. Er hält mich für das reinste, edelste Geschöpf. Meine Zurückhaltung hält er für jungfräuliche Scham. Ach, wenn er in meiner Seele lesen könnte, täglich, stündlich gebe ich mich ihm in Gedanken hin. Ich kann es ja nur in Gedanken tun.

Wenn ich doch den Mut fände in Nacht und Nebel zu verschwinden.

* * *

Als ich heute abend von einem Besuch bei Fredys Eltern zurückkehrte, sagte mir der Portier des Hotels, ein Beamter des Polizei-Reviers hätte sich nach mir erkundigt. Ich mußte meine ganze Geistesgegenwart zusammennehmen, um die Fassung zu behalten. Meine Beine zitterten, als ich die Treppe emporstieg.

Also soweit ist es schon gekommen. Man hat mir schon die Polizei auf den Hals gesandt. Vielleicht werde ich auch schon von ihr beobachtet.

Es könnte sein, daß es zur Flucht schon zu spät ist.

* * *

Mein Entschluß ist gefaßt, ich bleibe. Wohin sollte ich auch fliehen, wohin sollte ich mich vor mir selbst retten? Für mich gibt es keinen Platz auf der Welt.

Ich bleibe und koste das Glück des Augenblicks bis zur letzten Minute und dann — nach mir die Sindsut. Lebend falle ich nicht in ihre Hände.

Fredy wunderte sich, wie lustiger Dinge ich heute war. Ja, jetzt, wo mein Entschluß gefaßt ist, ist alle Traurigkeit von mir gewichen.

Seine Mutter erkundigte sich wieder nach meiner Gesellschafterin und ich antwortete ihr, sie würde morgen zurückkommen. —

Ich freue mich der letzten Wochen. Seine Liebe hat mir ein Stückchen Himmel vorgezaubert, durfte ich in diesen Himmel auch nicht eintreten, so habe ich ihn doch offen vor mir liegen sehn. Kann ich mehr verlangen?

Er holt mich ab, wir gehn in das Theater.

Ach, das ganze Leben ist ein Theaterspiel und mir wurde eine sonderbare Rolle darin zutheil.

In dieser Nacht lege ich die Rolle in die Hände dessen zurück, der sie mir übertrug.



Im Verlage von D. Dreyer & Co., Berlin SW. 48,
Friedrichstr. 16, ist ferner erschienen:

Loefere Frauen.

Zwei Novellen

von

Carl Schüler.

Reich illustriert von Max Tilke und Rud. Braun.

Prels: brosch. 2,50 Mk., elegant. geb. 3,50 Mk.



Mizzi und Mia betiteln sich die beiden interessanten Novellen. Beide Frauen gehören zu denen, die von der Liebe leben, die Gräfin, sowohl wie die Straßendirne. Die Novellen bieten nicht nur für den Augenblick angenehme Unterhaltung, man wir sie für immer im Gedächtniß behalten.

Reich illustriert!

Die Entstehung des Menschen

bildlich dargestellt nach der Lehre der Vorausbestimmung
des Geschlechts von Friedrich Robert.

3. Auflage.

3. Auflage.

Elegant brosch. Mk. 2,—.

Im Verlage von D. Dreyer & Co., Berlin SW. 48,
ist ferner erschienen und durch jede Buchhandlung zu
beziehen:

Brasilien von heute

von

Heinrich Schueler.

Preis: broschiert Mk. 2,00.

Hocheleg. gebunden Mk. 3,00.

Der Verfasser von „Brasilien von heute“, welcher sich als Kenner von Land und Leuten der großen süd-amerikanischen Republik bereits längst einen Namen gemacht hat, bietet in dem vorliegenden Werke eine tiefgründige Arbeit, welche in glücklichster Weise die bisher über Brasilien erschienene Literatur ergänzt, respektive veraltete Werke und Anschauungen überholt. Das gut ausgestattete Buch hat bei seinem Erscheinen berechtigtes Aufsehen erregt und ist für jeden unentbehrlich, welcher für die Entwicklung dieses für den deutschen Handel und die deutsche Auswanderung so hochbedeutsamen Landes Interesse hegt.

11.—20. Tausend.

11.—20. Tausend.

Die Bekämpfung der Kurzsichtigkeit.

Mit einer Anleitung für Übungen auf dem Spielfeld
von

Carl von Ziegler, Hauptmann a. D.

Eleg. broschiert Mk. —,50.

Im gleichen Verlage ist ferner erschienen und durch
alle Buchhandlungen zu beziehen:

„Der lustige Hampelmann.“

Ein Buch für unsere Kleinen

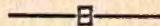
von

Ola Alsen.

Illustriert von Gertrud Caspari.

Mit Kompositionen von Dr. Bogumil Zepler.

Hochelegant gebunden Mk. 3.—



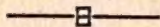
„Freut Euch des Lebens.“

Schwarzbilder und Reime

von

Johanna Beckmann.

Elegant gebunden Mk. 3.—



„Der lange Pedebur.“

Eine Erzählung für die reifere Jugend aus der
Zeit der Freiheitskriege

von

Ernst Neumann-Jödemann.

Elegant gebunden mit 30 Illustrationen Mk. 3.—

Im Verlage von D. Dreyer & Co., Berlin SW. 48,
Friedrichstraße 16, ist ferner erschienen:

„Eduard und Theodor“.

Die Geschichte zweier Buben in lustigen Versen
von
Carl Schüler.

80 Illustrationen von Rudolf Braun.

21.—30. Tausend. Preis: elegant gebund. 3.— Mk.

Über 300 Zeitungen haben dem Buch das glänzendste Zeugnis ausgestellt. Nachstehend einige Auszüge aus diesen Besprechungen:

„Hamburger Fremdenblatt“, 1. Dezember 1906:

„Eduard und Theodor“ ist gleich „Max und Moritz“ ein Kinderbuch, aber wir möchten den Erwachsenen sehen, auf den es nicht den selben vergnüglichen Einfluß ausübt, den wir erprobt haben.“

„Niederschlesische Allgem. Ztg.“, 30. November 1906:

Es gibt Kinderbücher Abergenuß, gute und schlechte, aber Eduard und Theodor verdient in die erste Reihe der guten Kinderbücher gestellt zu werden.“

„Berliner Lokalanzeiger“, 16. Dezember 1906:

„Eduard und Theodor“ wird seinen Weg in jede Kinderstube finden. Das Buch verdient es, daß man auf dasselbe aufmerksam macht. Die Ausstattung ist eine vortreffliche.

„Die Welt am Montag“, 3. Dezember 1906:

„Es ist eine dankbare Aufgabe, ein solches Buch zu empfehlen.“

„Generalanzeiger für Halle“, 1. Dezember 1906:

„Eduard und Theodor“ wird auf unzähligen Weihnachtstischen prangen und überall mit Jubel begrüßt werden.“

